

Nikolaus Nützel



Mein Opa, sein Holzbein und der Große Krieg

Was der Erste Weltkrieg mit uns zu tun hat



ars^{edition}

**Der Erste Weltkrieg scheint – hundert Jahre danach – sehr fern.
Doch er ist es nicht.
Er hat eine Menge damit zu tun, wie Menschen heute leben.
Auch junge Menschen.**

Dieser Krieg hat die Weichen dafür gestellt, wie die Grenzen in Europa heute verlaufen.
Er hat seelische Verletzungen bei Millionen Männern und Frauen hinterlassen,
die bis heute fortwirken – bis in die Generation der Urenkel jener Kämpfer von damals.
Und er hat den Boden bereitet für das gescheiterte Experiment des Sozialismus.

Zudem hat dieser Krieg eine immer aktuelle Frage aufgeworfen:
Was ist der Mensch?

Eine Spurensuche:

Die rätselhafte Feier einer Verstümmelung
Kriegsgräberstätten und Schlachtfelder
Hinterlassenschaften eines Großelternpaares
Und viele Spuren in der Gegenwart

Nikolaus Nützel arbeitet als freier Journalist und Buchautor. Für seine Jugend-Sachbücher hat er verschiedene Preise erhalten, unter anderem eine Nominierung für den Deutschen Jugendliteraturpreis, zweimal die Auszeichnung »Bestes Junior-Wissensbuch« des österreichischen Wissenschaftsministeriums und den »Luchs« von Radio Bremen und der Wochenzeitung DIE ZEIT.

Ausgezeichnet mit dem Emys-Sachbuchpreis

»Vor allem aber weiß der Autor, dass es nicht genügt, Informationen zusammenzutragen, wenn man Jugendliche erreichen möchte. Man muss Wissen vermitteln. Und darin ist er virtuos.«
Ramona Lenz, Frankfurter Allgemeine Zeitung



ISBN 978-3-8458-0172-8



€ (D)
14,99
€ (A)
15,50



© 2013 arsEdition GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Uwe-Michael Gutzschhahn
Covergestaltung: Grafisches Atelier,
arsEdition, unter Verwendung von Fotos
von dpa Picture-Alliance GmbH
ISBN 978-3-8458-0172-8
www.arsedition.de

Umschlagfotos:

Vorderseite: August Müller als Student;
die »Dicke Bertha«, ein Großgeschütz der
deutschen Truppen; Mobilmachung im
August 1914: Bayerische Soldaten winken
aus den Fenstern eines Zuges, der sie an
die Front bringt.

Rückseite: Kriegsgräberstätte in Verdun;
deutsche Postkarte aus dem Ersten Welt-
krieg

Inhalt

Ein Prosit auf die Verstümmelung!	4 ✓
Ein Krieg mit zwei Jahrzehnten Pause	12 ✓
Ich kenne meine Nachbarn nicht. Aber ich hasse sie.	20 ✓
Krieg muss sein.	24 ✓
Die Aufteilung der Welt.....	28
Heiter in die Katastrophe.....	32
Die ganze Welt im Kampf.....	40
Vergessene Gefechte: Mittelmeer und Alpen.....	46
Das Meer als Grab für Tausende	53
Totale Vernichtung.....	58
Das Ende des Menschseins	66
Was ist ein Held?	76
Krieg als Geschäft.....	83
Wann ist ein Krieg zu Ende?.....	92
Ein Umsturz, der die Welt veränderte	95
Aussichtslose Schlachten	99
Der kurze Winter der deutschen Revolution	104
Der dumme Traum vom großen Land	112
Wer war schuld? Wer hat gewonnen?.....	120
Wann wird der letzte Krieg gekämpft?	125
Die Lösung des Rätsels	131
 Anhang	
Zeittafel.....	133
Landkarten.....	134
Weitere Möglichkeiten, sich mit dem Ersten Weltkrieg zu beschäftigen	137
Begriffserklärungen	139
Stichwortverzeichnis	141
Verwendete Literatur	142
Bild- und Textnachweis	144

Ein Prosit auf die Verstümmelung!

Der 24. August wurde über viele Jahre in der Familie meiner Mutter mit einer Bowle gefeiert. Denn an diesem Tag im Jahr 1914 verlor mein Großvater sein linkes Bein. Ein merkwürdiger Anlass, um miteinander fröhlich anzustoßen. Aber so erzählte es mir meine Mutter. Diese Erzählung fand ich natürlich erst einmal rätselhaft. Doch es gibt eine Lösung für dieses Rätsel. Von ihr soll dieses Buch berichten. Und davon, wie überraschend viele Hinweise man finden kann, wenn man sich die Frage stellt: Was hat der Erste Weltkrieg eigentlich mit mir zu tun – heute?

Von denen, die in diesem Krieg gekämpft haben, lebt niemand mehr. Der letzte Deutsche, der als Soldat mit dabei war, sei am 1. Januar 2008 gestorben, lese ich in Internet-Archiven. Dieser ehemalige Soldat mit dem Namen Erich Kästner wurde sage und schreibe 107 Jahre alt. Doch auch er kann nichts mehr über diesen Krieg erzählen.

Ich finde auch von einem anderen Erich Kästner Aussagen über den Weltkrieg. Der Schriftsteller Erich Kästner hat nicht nur Kinderbücher wie »Das fliegende Klassenzimmer« oder »Emil und die Detektive« geschrieben, sondern auch einige Gedichte, in denen er sich mit dem massenhaften Töten beschäftigt.

Der Schriftsteller Kästner war 19 Jahre alt, als der Krieg endete. Gestorben ist er 1974, vor vier Jahrzehnten. Das, was der Autor Erich Kästner oder der Soldat Erich Kästner zum Krieg zu sagen hatten – ist das also nicht fürchterlich weit weg? Ebenso wie der Krieg selbst – aus, vorbei? Ich denke nicht. Es ist ja für mich gerade mal zwei Generationen her, dass da Millionen Menschen in den ersten Krieg gezogen sind, der später als »Weltkrieg« bezeichnet wurde. Mein Großvater war dabei. Der Urgroßvater meines 14-jährigen Sohnes und meiner 11-jährigen Tochter.

Das ist nicht weit weg. Die Erbanlagen meines Opas und die Art, wie er die Geschichte meiner Familie geprägt hat, machen viel von dem aus, was ich bin. Was auch meine Kinder sind.

Und man darf ja nicht vergessen: Es waren ganz normale Menschen, die sich damals in einen unvorstellbar grausamen Krieg gestürzt haben. Unsere Großväter und Urgroßväter waren keine Monster, keine Außerirdischen und keine fernen Neanderthaler. Die Bilder, die man von ihnen findet, mögen in Schwarz-Weiß sein. Die Männer darauf mögen wilde

Schnurrbärte tragen oder komische Pickelhauben, wenn es Fotos von Soldaten sind. Aber ihr Leben war in Farbe. Ihr Blut war rot. Ihre Angst war genauso bedrückend, wie heute Angst bedrückend ist. Ihre Aufregung und ihre Freude waren genauso prickelnd, wie Freude und Aufregung heute prickelnd sind. Und ich glaube, das, was Eltern, Großeltern und Urgroßeltern in ihren Köpfen abgespeichert haben, lebt in den Köpfen derer weiter, die heute auf der Welt sind. Da wird etwas weitergegeben. Auch wenn es sich oft erst mal nicht so leicht fassen lässt.



Schwarz-Weiß-Fotos prägen unser Bild vom Ersten Weltkrieg.

Wenn man sich anschaut, was ab 1914 geschehen ist, kommt man auch auf eine Frage, die immer aktuell ist: Was ist der Mensch? Warum bringt er andere Menschen um, auf grauenvolle Weise? Warum töten Millionen Menschen Millionen andere? Wenn man diese Frage an sich heranlässt, merkt man schnell: Hundert Jahre sind keine lange Zeit. Auch wenn es erst einmal anders scheint.

Was ist also passiert an jenem 24. August 1914, der in der Familie meiner Mutter mit Bowle gefeiert wurde? Mein Großvater war als deutscher Soldat im Osten Frankreichs unterwegs, als ihn der Splitter einer Gra-

nate in den Unterschenkel traf. Das wäre heutzutage kein Grund, einem 22-Jährigen das gesamte Bein bis zur Hüfte abzusäbeln und ihn für den Rest seines Lebens zum Krüppel zu machen. Doch vor hundert Jahren war die Medizin anders als heute. Die Ärzte gipsten das verwundete Bein des Soldaten August Müller ein. Diese Behandlung, die heute als grober Kunstfehler gelten dürfte, war vermutlich der Grund dafür, dass sich eine hässliche Entzündung bildete: Gasbrand.

Mit dem Giftgas, mit dem im Ersten Weltkrieg Soldaten einander umbrachten, hat dieser Begriff nichts zu tun. Vielmehr wirft die Haut bei

Verletzte und Verstümmelte im Ersten Weltkrieg



Verletzte in einem französischen Lazarett

Russland	4,9 Millionen
Deutschland	4,2 Millionen
Österreich-Ungarn	3,6 Millionen
Frankreich	2,7 Millionen
Großbritannien	2,1 Millionen
Osmanisches Reich/Türkei	400 000
Italien	950 000
USA	200 000

Quellen: Berghahn, Volker: Der Erste Weltkrieg; Bridger, Geoff: The Great War Handbook. (Einige Statistiken basieren auf der Zahl der Verwundungen, nicht auf der Zahl der Patienten. Weil aber viele Soldaten mehrfach verletzt wurden, könnte die Zahl der betroffenen Männer niedriger liegen.)

einem Gasbrand Blasen, als ob es darunter blubbern würde. Denn die Bakterien, die im Körper des Kranken wüten, sondern Gase ab. Die Ärzte bekamen diese schwere Entzündung bei meinem Großvater nicht in den Griff. Also schnitten sie sein Bein ab.

Ich weiß nicht, wer auf meinen Großvater geschossen hat. Könnte sein, dass mein Sohn in ein paar Jahren bei einem Schüleraustausch mit Frankreich die Urenkelin jenes Soldaten kennenlernt, der diese Granate abgefeuert hat. Vielleicht verlieben sie sich sogar ineinander. Eines wäre dabei sicher: Sie hätten keine Ahnung, dass ihre Lebenswege auf eigentümliche Weise verknüpft sind. Sie wüssten nicht, dass ihre Urgroßväter einander töten wollten.

In einem Bildarchiv finde ich ein Foto von französischen Soldaten, die im Ersten Weltkrieg verwundet wurden. In der Mitte des Bildes sind junge Männer zu sehen, die nur noch ein Bein haben. Mit leerem Blick starren sie in die Gegend. So sah das also aus, wenn lauter junge Kerle plötzlich Krüppel waren. Um die 20 Jahre alt, auf der Höhe ihrer Kraft und ihrer körperlichen Fähigkeiten. Mehr als 19 Millionen junge und nicht mehr ganz so junge Männer kamen aus dem Ersten Weltkrieg verletzt oder verstümmelt nach Hause. Rund vier Millionen davon waren Deutsche.

Beglaubigte Abschrift.

München, den 21. Januar 1925.

Äztliches Zeugnis.

Dem Herrn Pfarrer August Müller aus Körlbach wurde 1914 nach einer Granatplitterverletzung das linke Bein hoch oben am Oberschenkel abgesetzt. Bei derartig kurzen Amputationsstümpfen ist die Führung der Prothese sehr schwierig und sehr anstrengend. Die Sicherheit beim Gehen ist wesentlich geringer als bei längeren Oberschenkelstümpfen. Derartige Patienten sind nicht im stande, weit zu marschieren oder schlechte Straßen zu gehen. Ärztlicherseits muß dringend empfohlen werden, den Wunsch des Herrn Pfarrers Müller nach einer besseren Pfarrei mit guten Weg- und Eisenbahnverhältnissen zu erfüllen.

L.S.

gez. Prof. Dr. Lange
Direktor der Orthopädi. Klinik.

Vorstehende Abschrift wird beglaubigt:

Kgl. prof. Pfarramt Steinach a. d. Ens
bei Rothoburg o. Tbr., den 31. März 1925.



Heilmann, H.

August Müller versuchte mit Attesten eine behindertengerechte Pfarrstelle zu bekommen.

Meine Mutter kann aus ihrer Kindheit eine makaber-witzige Anekdote zur Verstümmelung ihres Vaters erzählen. Er schnallte sich nach seiner Verletzung stets eine Prothese aus Holz unter die Hüfte. Weil die Strümpfe, die mein Großvater trug, an der Prothese abrutschten, befestigte er sie gelegentlich mit Reißnägeln. Einmal

saß meine Mutter als Kind mit ihrem Vater in einem Zugabteil, als mein Opa einen Reißnagel nahm, ihn unter den Hosensaum fingerte und in seine Prothese drückte. Fremde Kinder, die mit im Abteil waren, erkannten nicht, dass es ein Holzbein war, was in der Hose meines Opas steckte. Sie machten ziemlich große Augen, als sie sahen, wie der Mann da einen Nagel in sein Bein presste.

Aber jenseits solcher heiteren Erzählungen war das Leben mit nur einem Bein sicher kein Spaß. Was es bedeutet hat, lässt eine Bescheinigung erahnen, die ich im Haus meiner Mutter gefunden habe. Mein Großvater hat sich ein Attest besorgt, weil er an einen Ort versetzt werden wollte, an dem er nicht so weite Wege zu Fuß zurücklegen musste, um seiner Arbeit als Pfarrer nachzugehen. In dem Attest steht, dass bei einer kompletten Amputation »die Führung der Prothese sehr schwierig und sehr anstrengend« sei. Mein Opa und Hunderttausende andere Verstümmelte waren also nicht mobil wie der Sprinter Oscar Pistorius, der keine Unterschenkel hat – und mit seinen Hightech-Prothesen 2012 sogar an Olympischen Spielen teilnehmen konnte.

Mein Großvater war ab seinem 22. Lebensjahr von einem Tag auf den anderen schwerbehindert. Wegen des Krieges.

Ein Buch, das ich mir vor mehr als 20 Jahren besorgt habe, zeigt noch ganz andere Verstümmelungen. »Krieg dem Kriege« lautet der Titel, es ist auf einem eigenartigen leicht rosafarbenen Papier gedruckt. In diesem Buch, das erstmals im Jahr 1924 veröffentlicht wurde, sind Fotos junger Soldaten des Ersten Weltkriegs zu sehen, denen Granatsplitter den Unterkiefer weggerissen haben. Von Patronen zerfetzte Gesichter sind zu sehen, abstoßende Fratzen. In den üblichen Fotoarchiven findet man solche Bilder nicht. Mir wird immer noch übel, wenn ich das Buch durchblättere. Ich denke, im Vergleich zu diesen Soldaten hatte mein Opa Glück.

Lange Zeit glaubte ich, eine Granate hätte meinem Großvater das Bein abgerissen, in einem kurzen, entsetzlichen Moment. Und ich dachte, ich hätte die Spitze dieser Granate schon in der Hand gehalten. Denn zu den Sachen, die wir acht Enkel in der Wohnung unserer Großeltern absolut faszinierend fanden, zählte die Spitze eines Artilleriegeschosses, die auf dem Schreibtisch meines Opas stand. Heute steht sie auf meinem Schreibtisch. Ich habe sie nach dem Tod meiner Großmutter an mich genommen. Dieses Metall Ding übte eine Anziehungskraft auf mich aus, die ich nicht genau erklären kann. Vielleicht, weil der Granatkopf eine Verbindung in die Vergangenheit herstellt.

Früher meinte ich also, dieser Kegel sei der Rest der Granate, die meinen Opa verstümmelte. Später hat mir meine Mutter erzählt, es sei einfach ein Andenken, das er aus dem Krieg mitgebracht hatte, aus Frankreich. Mit seiner Verletzung habe das Stück Metall nichts zu tun. Faszinierend finde ich das Teil trotzdem.

Für die Operation wurde mein Opa nach München gebracht, erzählte meine Mutter. In die Stadt also, in der ich lebe. Ich weiß, dass es heute hervorragende Krankenhäuser in München gibt. Aber vor hundert Jahren? Die Vorstellung, wie es für meinen Großvater gewesen sein muss, nur einige Kilometer entfernt von meinem Haus im wahrsten Sinne des Wortes unterm Messer zu liegen, ohne die Narkosetechniken, die es heute gibt, lässt es mir kalt den Rücken herunterlaufen.

Ein Mitbringsel des Soldaten
August Müller von der Front



Und es kommt mir ein Gedanke, den ich mich fast nicht zu denken traue: Was ist mit seinem Bein geschehen? Was haben Ärzte mit den Körperteilen gemacht, die sie jungen Soldaten abschnitten und absägten? In namenlose Minigräber gelegt? Wohl nicht. Haben sie die fünf, sechs Kilo Menschenfleisch und Menschenknochen, die so ein Bein wohl ausmacht, verbrannt? Und was ist dann mit der Asche geschehen? Eine Urne für ein Bein? Oder hat man die Asche einfach auf irgendeiner Müllkippe verstreut? So dürfte es wohl gewesen sein.

Der Rest des Körpers meines Großvaters liegt in Nördlingen. Während sich also das andere Bein meines Opas mitsamt dem Rest seines Körpers in Bayerisch-Schwaben zu Erde verwandelte, wurde sein linkes Bein wahrscheinlich irgendwo in München Teil der Erde. Aber nicht auf einem Friedhof, nehme ich an. Ich brauche in der Stadt, in der ich wohne, nicht nach den Resten des Beines meines Großvaters zu suchen. Ich könnte sie nicht finden.

Ich finde aber, wenn ich spazieren gehe, ganz in der Nähe meines Hauses etwas anderes, das mich an meinen Großvater denken lässt. Nur ein paar Hundert Meter von meiner Haustür entfernt liegen zwei Kriegsgräberstätten. Tausende Tote des

Ersten und des Zweiten Weltkriegs sind ganz nahe an meinem Haus begraben. Ich habe diese Kriegsriedhöfe jahrzehntelang nicht beachtet. Als ich dann zufällig zum ersten Mal über einen dieser Friedhöfe spazierte, merkte ich, wie sehr sie einem diesen vermeintlich fernen Ersten Weltkrieg nahebringen können.

Ich finde das Grab von Franz Kuringer. Er starb vier Wochen vor seinem 18. Geburtstag, wurde also als 17-Jähriger getötet. Er war einer von vielen Hunderttausend blutjungen Leuten, fast Kinder noch, denen man Gewehre in die Hand gedrückt hat, damit sie sich gegenseitig umbringen. Auch heute kann man sich mit

17 zur deutschen Armee verpflichten. Auf der Internetseite der Bundeswehr lese ich, dass man bei der Unterschrift 18 Jahre alt sein »oder es in Kürze werden« muss.

Mein Sohn hat an seinem letzten Schultag als Sechstklässler aus der Schule einen Jahresbericht mit nach Hause gebracht. Als Erstes zeigte er mir eine Werbung der Bundeswehr. Er fand es sehr erstaunlich, dass das deutsche Militär im Jahresbericht seiner Schule Anzeigen schaltet. Ich fand das zunächst auch verwunderlich. Andererseits ist es logisch. Die Bundeswehr will junge Leute als Nachwuchs gewin-

Die Kriegsgräberstätte in München Fürstenried



nen. Wo findet man junge Leute? An Schulen.

»Sie wollen einen Beruf, der mehr bietet?« – Diese Frage richtet die Bundeswehr an Fünftklässler ebenso wie an Abiturienten. Von »interessanten Tätigkeiten« ist in der Anzeige die Rede. Gut aussehende junge Leute schauen einen an. Davon, dass eine Gewehrkugel oder ein Bombensplitter einen jungen Soldaten auch heute für den Rest seines Lebens zum Krüppel machen kann, etwa in Afghanistan, steht dort nichts. Und es steht auch nichts davon in der Anzeige, dass es im Zweifelsfall die Aufgabe deutscher Soldaten ist, Menschen zu töten. Junge Afghanen zum Beispiel.

Haben die Erfahrungen meines Großvaters im Ersten Weltkrieg etwas mit der Bundeswehr von heute zu tun? Haben seine Erfahrungen überhaupt etwas mit dem Deutschland von heute zu tun? Haben sie etwas mit meinem Leben zu tun? Mit dem Leben meines 14-jährigen Sohnes, meiner 11-jährigen Tochter?

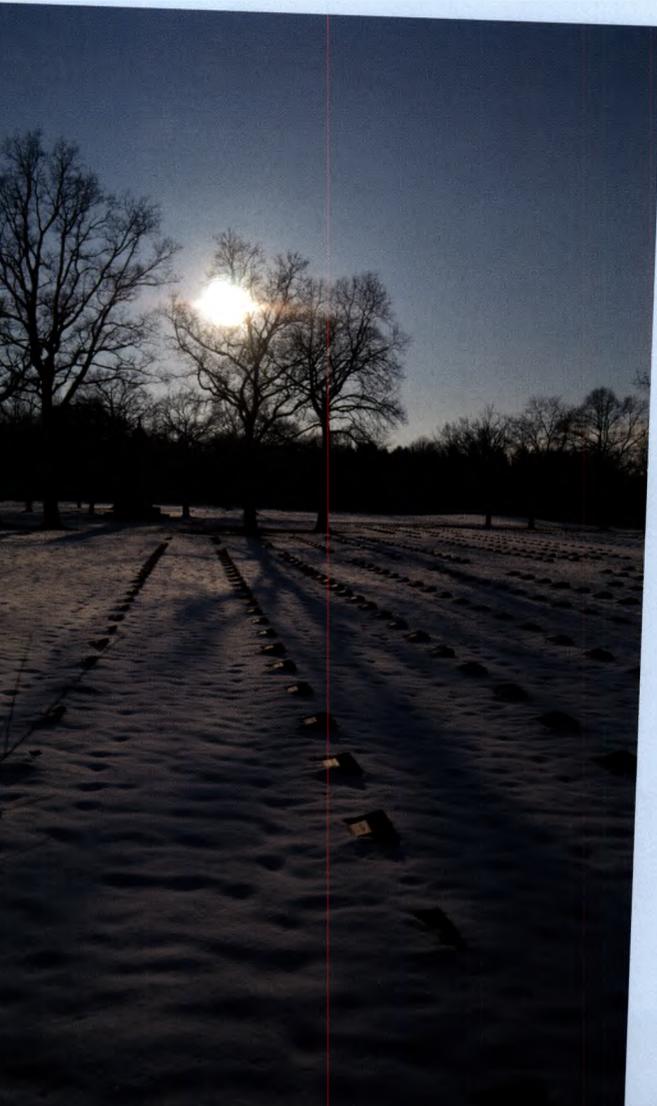
Ich denke schon. Dieser »Große Krieg«, wie ihn Franzosen und Engländer nennen, *The Great War*, *La Grande Guerre*, hat sogar sehr viel mit unserem Leben zu tun. Man sieht es nicht sofort. Aber wenn man etwas genauer hinschaut, erkennt man es. Auch wenn es oft wie Rätselknacken ist, dieses Genauer-Hinschauen.

Franz Kurringer ist nicht einmal volljährig geworden.



Ein Krieg mit zwei Jahrzehnten Pause

Es war Winter, als ich auf dem Münchner Waldfriedhof Gräber junger Italiener fand, die im Ersten Weltkrieg getötet wurden. Als ich die italienische Kriegsgräberstätte zum ersten Mal sah, war ich beeindruckt von ihrer Schönheit. Die Gedenktafeln bilden geometrische Linien und Muster voller Harmonie. Diese Art der Schönheit kann man bei vielen Soldatenfriedhöfen finden. Sie passt eigentlich so gar nicht zu dem Schrecken, den die Menschen erlebt haben müssen, die dort begraben sind.



Genau 1778 italienische Staatsbürger, die zwischen 1915 und 1918 gestorben sind, wurden in München begraben, auf dem *Cimiterio Militare Italiano*. Eintausendsiebenhundertachtundsiebzig. Sind das viele? Angesichts der rund neun Millionen Soldaten, die im Ersten Weltkrieg bei Kämpfen getötet wurden? Hinzu kommen noch einmal acht Millionen Menschen, die durch Krankheiten oder Hunger starben – so kommt man auf insgesamt 17 Millionen Tote.

Ich muss zugeben: Ich war überrascht, als ich zum ersten Mal las, dass im Ersten Weltkrieg mehr als doppelt so viele Franzosen gestorben sind wie im Zweiten. 1,3 Millionen Tote zwischen 1914 und 1918, rund 500 000 Tote zwischen

Italienische Kriegsgräber
auf dem Münchner Waldfriedhof

Bei Kämpfen Getötete des Ersten Weltkriegs

Deutschland	2 Millionen
Russland	1,8 Millionen
Frankreich	1,3 Millionen
Österreich-Ungarn	1,1 Millionen
Osmanisches Reich/Türkei	800 000
England	750 000
Italien	460 000
USA	117 000

Es gibt in verschiedenen Quellen zum Teil unterschiedliche Zahlen. Diese Liste stützt sich auf: Hirschfeld/Krumeich/Lenz: Enzyklopädie Erster Weltkrieg; Bridger, Geoff: The Great War Handbook; Online-Angebot des Deutschen Historischen Museums.

1939 und 1945. Auch Großbritannien hat im *Great War* doppelt so viele Menschen verloren wie zwischen 1939 und 1945. Bei Italien stehen für den Zweiten Weltkrieg 330 000 tote Soldaten in der Statistik, 460 000 für den Ersten Weltkrieg. 1778 davon liegen ganz in der Nähe meines Hauses begraben. Sind das nun viele oder nicht?

Wenn ich mir vorstelle, dass diese 1778 Menschen vor mir stünden, dann wären es viele. Und wenn ich überlege, wie viele Italiener und Italienerinnen ich sehe, wenn ich im Sommerurlaub auf einer italienischen Piazza sitze und Eis esse, dann denke ich: Mit 1778 Menschen kann man eine kleine Stadt bevölkern. Heute gehe ich mit meinen Kindern in München zum Italiener Pizza essen, setze mich mit ihnen vor eine italienische Eisdielen. Und ein paar Hundert Meter davon entfernt liegen

die Reste lauter toter Italiener, die in den Weltkriegen gestorben sind.

Einer der Männer, die in der Nähe unserer Stamm-Pizzeria und unserer Eisdielen begraben sind, hatte einen ähnlichen Vornamen wie ich. Nicola Tamburrano ist am ersten Weihnachtsfeiertag des Jahres 1917 gestorben. Wo und wie, kann ich nicht herausfinden. Italien hat sich zunächst aus dem Konflikt herausgehalten. Erst im Frühjahr 1915 begann die italienische Regierung ihren Krieg gegen Österreich-Ungarn, lese ich in Geschichtsbüchern. Damit wurde Italien auch zum Gegner Deutschlands, denn Österreich-Ungarn und Deutschland waren Verbündete. Im August 1916 erklärte Italien schließlich auch dem Deutschen Kaiserreich den Krieg.

Drei Jahre lang lieferten sich Italiener und ihre Kriegsgegner fürchterliche Schlachten – vor allem in den



Viele der in München beerdigten Italiener waren Kriegsgefangene.

Alpen. Vielleicht ist Nicola Tamburrano dort getötet worden. Vielleicht ist er aber auch als Kriegsgefangener irgendwo in Deutschland festgehalten worden und an den Strapazen seiner Haft gestorben. Davon, welches Land wann und warum gegen welches andere Land kämpfte, will ich später mehr schreiben. Zunächst will ich bei den Geschichten einiger Menschen bleiben. Menschen, die mit meinem Großvater zu tun haben, wenn auch indirekt. Und so auch mit mir.

Zu den toten Italienern aus dem Ersten Weltkrieg, die auf dem *Cimiterio Militare Italiano* in München liegen, kommen 1460 Italiener, die im Zweiten Weltkrieg getötet wurden. Genauer müsste man sagen: Sie sind im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg gestorben. Denn viele von ihnen haben am Ende des Krieges noch gelebt. Sie waren zum Beispiel im Konzentrationslager von Dachau



Luciano Zamboni hat die deutschen KZs des Zweiten Weltkriegs nicht überlebt.

bei München eingesperrt, als amerikanische Soldaten sie am 29. April 1945 befreiten. Doch das Sterben ging auch nach der Befreiung weiter.

Ein Italiener hat sich die Mühe gemacht, eine Liste anzulegen, auf der von einigen Hundert der Männer, die in der Nähe meines Hauses begraben sind, kurz erklärt wird, wer sie waren. Besonders intensiv hat sich dieser Roberto Zamboni mit dem Schicksal eines Toten beschäftigt: Luciano Zamboni. Er war Robertos Onkel.

Luciano Zamboni ist am 4. Mai 1945 gestorben. Er war 22 Jahre alt. Kurz zuvor, am 23. April, hatten amerikanische Soldaten die Tore des Konzentrationslagers Flossenbürg in Ostbayern geöffnet, in dem der junge Italiener eingesperrt war. Sein Nefte erzählt in einem Film im Internet aus dem kurzen Leben seines Onkels. Er lebte am Ende des Zweiten Weltkriegs in dem Teil Norditaliens, den die Deutschen damals besetzt hielten. Er weigerte sich, in der Armee

zu kämpfen, war also ein Deserteur. Doch er wurde gefasst und kam am Ende nach Deutschland. Als »politischer Häftling« wurde er ins KZ Flossenbürg gesperrt. Die unmenschlich schwere Arbeit, die kargen Essensrationen machten ihn krank. So krank, dass er kurz nach seiner Befreiung starb. Begraben wurde er mit weit über 1000 anderen Italienern, die zwischen 1939 und 1945 starben, in München. Neben den fast 1800 toten Italienern des Ersten Weltkriegs.

Was haben die jungen Italiener mit meinem Opa zu tun – und also auch mit mir? Zunächst einmal Folgendes: Die toten Italiener aus dem Ersten Weltkrieg haben zwar nicht an der Front gekämpft, an der mein Großvater verletzt wurde. Aber sie zählten zu den Gegnern der *Mittelmächte*, wie Deutschland und Österreich-Ungarn

genannt wurden. Diese toten Italiener waren also die Feinde von Soldaten, wie mein Opa einer war. Todfeinde.

Und auch zwischen den toten Italienern aus dem Zweiten Weltkrieg und meinem Opa gibt es einen Zusammenhang. Auch in dieser Zeit standen mein Großvater und italienische KZ-Insassen auf gegensätzlichen Seiten. Die Regierung in Italien war zwar ein Verbündeter der Nazis in Deutschland. Das hieß aber, dass Italiener, die der Regierung nicht passten, Gefahr liefen, in deutschen KZs zu landen. So wie viele der Italiener, die auf dem Kriegsfriedhof in meiner Nachbarschaft begraben sind. Deserteure wie Luciano Zamboni, aber auch Juden oder Kommunisten.

Mein Großvater wiederum ist nach dem Ersten Weltkrieg bekennender Nationalsozialist geworden. Er unterstützte also politisch die Leute, die ab

Gefangene im KZ Flossenbürg im März 1945



1933 Konzentrationslager bauten. Nazi zu sein, war seine politische Überzeugung. Als evangelischer Pfarrer das Christentum zu predigen, war sein Beruf. Eine merkwürdige Kombination. Aber gar nicht selten im sogenannten Dritten Reich. »Deutsche Christen« nannten sich Leute wie mein Opa, die das Kreuz des Christentums und das Hakenkreuz des Nationalsozialismus miteinander vereinbaren wollten.

Ich bin sicher, dass sich eine logische Verbindung knüpfen lässt zwischen dem, was mein Großvater im Ersten Weltkrieg durchlebt hat, und dem, was er später erlebt hat, als Deutschland ein paar Jahre nach Kriegsende in einer Wirtschaftskatastrophe versank. Diese Erlebnisse lassen sich wiederum mit der Tatsache verknüpfen, dass er Nazi wurde und auch blieb, zumindest bis 1945.

Viele Geschichtswissenschaftler sehen den Ersten und den Zweiten Weltkrieg nicht als zwei getrennte Ereignisse. Sie reden vielmehr vom »Zweiten Dreißigjährigen Krieg«, der 1914 begonnen habe. Wirklich zu Ende war er erst 1945. Ein zweiter Dreißigjähriger Krieg also, nach dem ersten, der ziemlich genau 300 Jahre vorher Europa verwüstete, von 1618 bis 1648. Das Gemetzel, in das sich die Völker ab 1914 stürzten, Faschismus und Nazidiktatur, die Men-

Die »Deutschen Christen« unterstützten die Nazidiktatur.



schenschlachterei ab 1939 – alles das geht fast nahtlos ineinander über. Und ohne dieses jahrelange Schlachten sähe die Welt anders aus, als sie heute ist.

Die Entstehung der Nazidiktatur in Deutschland hat also viel mit dem Ersten Weltkrieg zu tun. Das heißt wiederum, dass der Krieg von 1914 bis 1918 eng mit dem Bau von KZs ab 1933 zu tun hat, mit der massenhaften Ermordung von Millionen Menschen, die nicht ins Weltbild der Nazis passen: Deserteure wie Luciano Zamboni, Kommunisten, Schwule – und vor allem Juden. Was mein Großvater zwei Jahrzehnte nach dem Ersten Weltkrieg davon mitbekommen hat, kann ich nicht beurteilen. Aber wie sagte später meine Großmutter zu mir? »Ich war keine Mitläuferin. Ich hatte schon vor '33 etwas gegen die Juden.«

Judenfeindlichkeit war keine Erfindung der Nazis, die sie sich erst 1933 einfallen ließen. Schon seit Jahrhunderten wurden Juden in ganz Europa immer wieder angefeindet, auch in Deutschland. Dieser *Antisemitismus* steigerte sich nach 1918 immer weiter. So behaupteten viele, nachdem Deutschland den Ersten Weltkrieg verloren hatte, daran seien nicht die Armee und ihre Führung schuld. Auch nicht der Kaiser und seine Regierung. Andere Kräfte seien verantwortlich für die Niederlage – zum Beispiel »die Ju-

den«. Als *Dolchstoßlegende* gingen diese Ideen in die Geschichtsbücher ein (siehe auch das Kapitel »Aussichtslose Schlachten« auf S. 99).

Es scheint bei vielen, die im Ersten Weltkrieg gekämpft haben oder zu dieser Zeit in Deutschland lebten, zwei Gedanken und Gefühle gegeben zu haben: »Wir haben doch nichts falsch gemacht – aber wir sind von bösen Kräften betrogen und gedemütigt worden. Und an diesen bösen Kräften werden wir uns rächen.«

Natürlich haben Martha Müller und ihr Ehemann August nicht persönlich Juden verprügelt. Mein Opa hat nicht mit seinen eigenen Händen KZ-Gefangene misshandelt. Er war Pfarrer, kein KZ-Wächter. Er hat während des Dritten Reichs niemanden umgebracht. Aber er hat mitgeholfen, die Nazidiktatur in Deutschland an die Macht zu bringen. Und als die Nazis an der Macht waren, hat er sie weiter unterstützt, ebenso wie meine Oma. Meine Großeltern gehörten zu denen, die 15 Jahre nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs gesagt haben, Deutschland soll wieder stark werden. Unter Hitler. Unter einem Mann, der zu denen gehörte, die im Ersten Weltkrieg gekämpft haben – und der als Geschlagener nach Hause kam.

Aber nicht nur in Deutschland bereitete der Erste Weltkrieg eine blutige Dik-

Adolf Hitler im Ersten Weltkrieg

Adolf Hitler war zu Beginn des Ersten Weltkriegs 25 Jahre alt. Der Österreicher lebte im August 1914 in München und hatte keine feste Arbeit. Hitler meldete sich als Freiwilliger zu einem bayerischen Regiment. Eingesetzt wurde er vor allem für den Kampf gegen **Frankreich**. Eine herausragende Rolle hatte der spätere Diktator nicht, er blieb auf einem der niedrigsten militärischen Ränge: Gefreiter. Er wurde vor allem als »Meldegänger« eingesetzt und übermittelte Nachrichten. Später schilderte Hitler den Krieg als »die unvergesslichste und größte Zeit meines Lebens«. Der britische Historiker **Ian Kershaw** ist überzeugt, dass der Kampf ihn durch und durch radikalisiert und abgestumpft hat. Und Kershaw stellt fest: Die Veränderungen der deutschen Gesellschaft nach 1914 haben die Diktatur vorbereitet: »Ohne den Krieg wäre ein verkrachter Künstler wie Hitler auf dem Stuhl des Reichskanzlers undenkbar gewesen.«

tatur vor. Auch in Italien sammelten sich bald nach Kriegsende Gruppen, die sich nach einem »starken Mann« sehnten. In Italien kam Benito Mussolini in diese Rolle. Auch er kämpfte – wie Adolf Hitler – als Soldat im Ersten Weltkrieg. Im Jahr 1919 war Mussolini dann Mitbegründer der *Fasci di combattimento* (Kampfbünde). Deren Mitglieder wurden *Fascisti* genannt, auf Deutsch: Faschisten. Die Diktatur, die Mussolini ab 1922 installierte, erhielt den Namen *Fascismo* – Faschismus. Die italienischen Faschisten arbeiteten mit den deutschen Nazis eng zusammen. Diese Zusammenarbeit ist der Grund dafür, dass Italiener wie Luciano Zamboni in den 1940er-Jahren nach Deutschland gebracht wurden, wo sie in Konzentra-

tionslagern Zwangsarbeit leisteten. In Italien werden deshalb Menschen wie Luciano Zamboni oft auch als Opfer des *Nazifascismo* bezeichnet – weil die deutschen Nazis und die italienischen Faschisten in gewisser Weise eine Einheit bildeten.

Wenn ich versuche, mich in die Köpfe meiner Großeltern und anderer Menschen dieser Zeit hineinzudenken, stößt mich vieles erst einmal ab. Meine Oma ging einige Jahre lang in Fürth zur Schule. Weil es dort eine vergleichsweise große jüdische Gemeinde gab, waren viele der Mitschülerinnen meiner Großmutter jüdischen Glaubens. Es ist mir ein Rätsel, wie sie es später völlig normal finden konnte, dass die Familien ihrer Mitschülerin-

nen entrechtet und vertrieben wurden. Mag sein, dass meine Großeltern nicht mitbekamen, wie viele Juden während der Nazidiktatur getötet wurden. Doch dass man ihnen ihr Eigentum wegnahm, ihnen ihre Berufe verbot, sie aus den Städten abtransportierte, das haben sie sicher registriert. Meine Großeltern fanden das offenbar nicht schlimm. Im Gegenteil.

Ich erinnere mich, dass ich als Kind eine Ausgabe der Zeitung »Der Stürmer« in der Wohnung meiner Oma fand. In meiner Erinnerung war auf dem Titelblatt zu sehen, wie hässliche Juden hübschen blonden deutschen Kindern Blut aus der Kehle zapften. Das seien die Opferrituale der Juden, war da zu lesen. Menschenopfer, bei denen das Blut christlicher Kinder vergossen werde. Davor müsse man die Deutschen natürlich mit allen Mitteln schützen.

Wenn ich darüber nachdenke, frage ich mich: Wie konnten meine Großeltern so werden, dass sie Derartiges kauften und lasen? Was war das für eine Zeit, in der mein Opa als junger Mann lebte? Wie war das, als er in den Krieg zog? Als was für ein Mensch kam er zurück? Und was hat das alles mit der Welt von heute zu tun?

Gehen wir noch einen Schritt zurück: Wie sah es denn aus, das Deutschland und das Europa, in dem August Müller sich in ein beispielloses Schlachten stürzte? Was hat er gesehen, wenn er sich als junger Mann die Welt angeschaut hat?

Die Zeitung »Der Stürmer«
hetzte gegen Juden.



Die Zeitung »Der Stürmer« hetzte gegen Juden.

Ich kenne meine Nachbarn nicht. Aber ich hasse sie.

In der Wohnung meiner Mutter hängt ein Foto, auf dem mein Großvater als junger Mann zu sehen ist. Mit einer Mütze der Studentenverbindung, in der er aktiv war. Er hat Theologie studiert, wollte Pfarrer werden. Das hatte wahrscheinlich nichts damit zu tun, dass er besonders fromm oder übermäßig vom christlichen Glauben durchdrungen gewesen wäre. Wenn man damals einen ordentlichen Beruf ergreifen wollte, galt Pfarrer als eine der denkbaren Möglichkeiten. Wer evangelisch war, konnte ja auch ein ganz normales Familienleben führen. Evangelischer Pfarrer, Lehrer, Arzt, Rechtsanwalt – das waren damals auf ähnliche Weise angesehene Berufe.



Auch der Vater meiner Oma, also der Schwiegervater meines Opas, war Pfarrer. Eine Ahnentafel, die mein Großvater zusammengestellt hat, um zu zeigen, dass über viele Jahrhunderte hinweg weit und breit kein Jude in der Verwandtschaft gewesen sei, nennt vor allem zwei Berufe, die in dieser Familie üblich waren: Pfarrer und Metzger.

Die Vorstellung vom Christentum, die mein Urgroßvater und mein Großvater hatten, sah ganz anders aus als das, was ich später im Religionsunterricht und im Konfirmandenunterricht gehört habe. Ich habe mit den anderen Konfirmanden Lieder aus Israel gesungen, zum Beispiel: »Hevenu shalom alechem – Wir wollen Frieden für alle.« Mein Urgroßvater da-

August Müller als Student vor seiner Kriegsverletzung

gegen beendete seine Predigten im Jahr 1914 mit den Worten »Gott strafe England«. So erzählt es meine Mutter.

Dieser Satz gehört zu einem »Hassgesang gegen England«, den ein Mann namens Ernst Lissauer aufgeschrieben hat. Eine Art Gedicht hat Lissauer getextet, mit Zeilen wie diesen:

*Wir haben nur einen einzigen Hass,
Wir lieben vereint,
Wir hassen vereint,
Wir haben nur einen einzigen Feind.*

Auch die Zeile »Gott strafe England« gehört zu diesem Hassgesang. Sie muss vor hundert Jahren ein unglaublich gängiger Spruch gewesen sein. Im Internet finde ich eine ganze Menge Abbildungen von Postkarten, Aufklebern, sogar Manschettenknöpfen und Kohle-Briketts, auf denen diese drei Worte zu lesen sind. Manche Leute, vor allem Soldaten, sollen sich mit diesen Worten begrüßt haben. Als Antwort auf das »Gott strafe England« kam der Gegen-Gruß: »Er strafe es!«



Manche Kriegspropaganda wirkt heute fast lächerlich.



Ich bin als Sechzehnjähriger zum ersten Mal zu einem Sprachkurs nach Cambridge gefahren, blieb einen Monat in England und hatte dort *a real good time*. Als mein Opa jung war, hörte er »Gott strafe England«. Ich finde diesen Satz spontan fast zum Lachen, so dämlich kommt er mir vor. Meinem Großvater dürfte es damit todernst gewesen sein. So ernst, dass er sich nicht mal gefragt hat: »Wie kann es denn sein, dass wir

Deutschen England hassen sollen, wo doch die Mutter des deutschen Kaisers Engländerin ist?« Dass die Herrscherhäuser untereinander geheiratet haben, war normal. Dass die Herrscher ihre Völker gegeneinander aufgehetzt und in Kriege geschickt haben, ebenfalls.

Aber vielleicht hat August Müller über solche Fragen der Weltpolitik auch nicht groß nachgedacht. Wirklich von seinem Geburtsort weggekommen ist er zum ersten Mal mit 22 Jahren, als er in der Uniform des Deutschen Kaiserreichs gegen junge Franzosen kämpfte. Bis dahin ist sein Horizont auf vielleicht hundert Kilometer rund um seinen Geburtsort Kitzingen beschränkt gewesen. Unterfranken, auch ein bisschen von Mittelfranken und Oberfranken – das war die Welt des August Müller.

Es gab kein Radio, das ihm etwas über andere Gegenden der Welt erzählt hätte – das wurde erst 1923 eingeführt. Es gab kein Fernsehen, kein Internet. Zeitungen gab es – aber die wurden meist von Leuten vollgeschrieben, die den gleichen Mist im Kopf hatten wie der Großteil der an-

deren Deutschen: Gott strafe England. Und wer etwas anderes schreiben wollte, konnte Probleme bekommen. Es herrschte Zensur. Deutschland war keine Demokratie, sondern ein Kaiserreich. Und der Kaiser war kein Freund kritischer Meinungen.

Wie eng diese Welt gewesen sein muss, lässt eine Anekdote ahnen, die meine Mutter erzählt. Als 1914 der Krieg begann, sei die Schwester meines Großvaters in Bad Kissingen von einer aufgebrachten Menschenmenge umzingelt worden. Diese Tante meiner Mutter war recht schlank und hochgewachsen, mit heller Haut und rotblonden Haaren. Kurz: Sie sah so aus, wie man sich in der fränkischen Provinz eine Britin vorstellte. Also gab irgendeiner, der sie auf der Straße sah, die Parole aus: »Das ist eine englische Spionin!« Und eine Menge Leute stimmten ihm zu.

Sie packten meine Großtante und schleppten sie zur Polizei. Dort konnte dann aufgeklärt werden, dass auch sie nur eine Fränkin war; Untertanin des Königs von Bayern und des deutschen Kaisers. Auch das finde ich heute natürlich völlig lachhaft, wenn

Tödliche Fehleinschätzung

Mit was für falschen Erwartungen viele Soldaten in ganz Europa in den Krieg zogen, zeigen Sätze, die der junge Brite **Julian Grenfell** schrieb: »I adore war. It is like a big picnic without the objectlessness of a picnic. I've never been so well or so happy.« – »Ich liebe den Krieg. Er ist wie ein großes Picknick, aber nicht so belanglos wie ein Picknick. Mir ging es nie besser, ich war nie glücklicher.« Grenfell wurde an einem Frühlingstag des Jahres 1915 in Nordfrankreich schwer verletzt und starb im Alter von 27 Jahren.

ich es höre. Wie blöd und engstirnig müssen sie gewesen sein, die Leute damals, denke ich. Aber wenn ich zu dieser Zeit gelebt hätte, das Gleiche gesehen, gehört, erlebt hätte wie die Altersgenossen meines Großvaters – wäre ich schlauer gewesen?

Es gibt widersprüchliche Berichte, wie groß die Begeisterung der Deutschen für den Krieg wirklich war. Aber es muss eine eigenartige Stimmung geherrscht haben, als mein Opa jung war. Überall war das Gefühl verbreitet, ein Krieg sei unausweichlich. Dabei muss man sich klarmachen: Die Menschen in ganz Europa wussten ja nicht, dass es ein jahrelanges Schlachten mit Millionen Toten und Verletzten würde. Die meisten waren ehrlich überzeugt, dass die Sache in ein paar Wochen oder Monaten erledigt wäre. Und egal ob Deutsche, Österreicher oder Franzosen: Sie glaubten, dass ihr jeweiliges Land hinterher besser dastehen würde.

Krieg muss sein.

Die meisten Menschen, unter denen mein Großvater aufwuchs, waren offenbar fest überzeugt, dass sich Krieg nicht vermeiden lässt. Es war keine Frage, ob Deutschland wieder gegen seine Nachbarn kämpft. Die Frage lautete nur: Wann ist es so weit?

Doch wie konnten die Menschen damals auf die Idee kommen, dass ein Krieg kommen *muss*? Zuerst einmal ist mein Opa in einer Zeit groß geworden, in der alle Länder Krieg stets für eine von mehreren Möglichkeiten hielten, auf die man setzen konnte, wenn es um die eigenen Interessen ging. Ich bin in einem Deutschland auf die Welt gekommen, dessen Grundgesetz den Angriffskrieg verbietet. Mein Großvater wurde in einem Deutschland geboren, das am Ende eines Krieges gegen Frankreich gegründet wurde. Als triumphaler Schlusspunkt des Krieges von 1870/71 entstand aus einem eher losen Bund deutscher Staaten das Deutsche Kaiserreich.

Ein gewonnener Krieg galt also damals als rundum feine Sache. Dass dabei Menschen starben, wusste man. Aber das war eben ein Preis, den man zu zahlen hatte. Die Familien der Toten konnten immerhin sicher sein, dass die Gefallenen als Helden verehrt würden. Damit man den Sieg über den »Franzmann« nicht vergaß, wurde jedes Jahr gefeiert, am Sedanstag – dem 2. September. Denn das war der Tag, an dem Deutschland im Krieg von 1870/71 eine wichtige Schlacht gegen Frankreich gewonnen hatte.

Wenn damals in einer deutschen Stadt eine Straße Sedanstraße oder ein Platz Sedanplatz genannt wurde, kann man ziemlich sicher sein: Das hatte nichts mit Völkerfreundschaft zu tun. Ich wohne in einer Straße, die ihren Namen von der Stadt Solothurn in der Schweiz hat. Man hat viele Straßen in dem Viertel nach Or-



ten in der Schweiz benannt, unserem befreundeten Nachbarland. Wenn jemand in Bremen, Pforzheim oder Wiesbaden über den *Sedanplatz* geht, steckt etwas anderes hinter diesem Namen: der Stolz auf einen Sieg gegen Frankreich.

Wer mit einer Internet-Suchmaschine nach Sedanstraßen und Sedanplätzen sucht, dem fällt schnell auf: In Ostdeutschland sind kaum welche zu finden. Dort wurden sie nach dem Zweiten Weltkrieg umbenannt. In Dresden beispielsweise wurde aus der Sedanstraße die Hochschulstraße. Die Sozialisten, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Ostdeutschland regierten, wollten nicht, dass aus einem Straßennamen der Stolz auf einen Sieg des Deutschen Kaiserreichs klingt. Aber der Erste Weltkrieg hat noch weit mehr mit der ganz besonderen Geschichte zu tun, die Ostdeutschland durchlebt hat. Die Grundlagen dafür, dass die Menschen in Ostberlin, Leipzig oder Magdeburg vier Jahrzehnte lang im politischen System des Sozialismus lebten, wurden 1917 gelegt, am Ende des Ersten Weltkriegs (siehe auch das Kapitel »Der kurze Winter der Revolution« auf S. 104).

Kommen wir zurück zu meinem Opa und zur Frage, warum er in den Krieg

Der »Kriegerbrunnen« in Nördlingen verherrlicht den deutschen Sieg von 1871.

gezogen ist. In Nördlingen, wo er lange lebte, steht in der Stadtmitte ein Brunnen, der eigentlich ein Denkmal ist. »Errichtet zur Erinnerung an den glorreichen Feldzug gegen Frankreich 1870–71« ist auf einem Schild an diesem »Kriegerbrunnen« zu lesen. In Metall gegossen zeigt er Kämpfer, die miteinander ringen. Die Orte siegreicher Schlachten stehen da, Paris und Sedan, und die Namen getöteter Einwohner der Stadt Nördlingen. Kein Wort von Trauer ist zu lesen, kein Wort von Mahnung zum Frieden.

Auch die Siegestsäule in Berlin ist nicht gebaut worden, damit Touristen später etwas zu fotografieren haben. Einer der Siege, die die Säule in der deutschen Hauptstadt verherrlicht, ist der über Frankreich 1871. Krieg war nicht etwas grundsätzlich Böses, als mein Großvater aufwuchs.



In der Regierung gab es keinen Verteidigungsminister, sondern einen Kriegsminister. Man hat nicht versucht, Kriege um jeden Preis zu verhindern. Sondern man ging davon aus, dass es immer mal wieder Krieg gibt. Wenn es so weit war, musste man zusehen, dass man gewinnt, lautete das Motto.

Das galt auch für die anderen Länder Europas. In Frankreich war man verbittert über die Niederlage gegen die Deutschen im Jahr 1871. Und viele Franzosen ärgerten sich darüber, dass ihr Land in diesem Krieg die Regionen Elsass und Lothringen an Deutschland verloren hatte. Die Geschichte dieser Landstriche zeigt, wie kompliziert das Verhältnis von Frankreich und Deutschland lange Zeit war. Als mein Großvater jung war, gehörten das Elsass und Lothringen zum Deutschen Reich. Das fand man in Deutschland richtig und angemessen. Allerdings waren diese Gegenden zur Jugendzeit meines Großvaters noch recht frisch bei Deutschland. Als er geboren wurde, war ihre Eingliederung ins Deutsche Reich gerade mal 21 Jahre her. Vorher hatten sie lange zu Frankreich gehört, denn *Alsace* und *Lorraine* – wie die Gegenden auf Französisch heißen – waren seit dem 17. Jahrhundert Stück für Stück unter französische Herrschaft gekommen; teils auf friedliche Weise, teils weni-

ger friedlich. 1871 dann zog das neue Deutsche Reich einen – vermeintlichen – Schlusstrich unter dieses Hin und Her zwischen den beiden Ländern und schnitt Elsass-Lothringen aus Frankreich heraus. Das neu gegründete Kaiserreich vergrößerte Deutschland nach Westen.

Als mein Großvater in der Schule Französisch lernte, hatten viele Franzosen diese *Annexion* Elsass-Lothringens noch nicht verziehen. Franzosen und Deutsche sahen einander als »Erbfeinde«. Eigentümlicherweise lernten deutsche Gymnasiasten dennoch brav Französisch als Fremdsprache. Denn Französisch hatte den Ruf, die Sprache der Kultur und der höheren Gesellschaft zu sein. Der französische Philosoph Voltaire hatte nicht ohne Grund im Jahr 1750 über einen Besuch am preußischen Königshof geschrieben: »Je me trouve ici en France. On ne parle que notre langue.« – »Ich befinde mich hier in Frankreich. Man spricht nichts als unsere Sprache.«

Mein Opa hat also gar nicht lange, bevor er gegen junge Franzosen in den Kampf zog, im Fach Französisch Abitur gemacht. Mit Völkerfreundschaft hatte das Erlernen einer Fremdsprache aber nichts zu tun, als mein Großvater aufwuchs. Man sah Nachbarländer nicht als Freunde, sondern als Konkurrenten. Ein Land wie Deutschland, das

Abgangs-Zeugnis.

August Müller

Sohn des *Mohlyhammer Franz Müller in Kitzingen,*
 Bes. *Martin Kitzingen,* geboren am *4. August 1892* zu *Kitzingen,*
 prot. Konfession, welcher seit dem Herbst des Jahres *1903* das hiesige Progymnasium
 besuchte, hat sich als Schüler der sechsten Klasse am Schlusse des Schuljahres *1908/09* der
 vorgeschriebenen Abgangsprüfung unterzogen und ist nach dem Ergebnisse derselben für befähigt zum
 Uebertritte in die siebente Klasse eines humanistischen Gymnasiums erklärt worden.

*Der Herr des Zeugnisses hat zumeist vorzügliches
 beim Lesefähigen und an gewissen Aufsätzen unter
 anderen, was er in der Beurteilung des Zeugnisses
 zeigen mag. Im Nachfolgenden verbleibt.*

Im einzelnen lassen sich seine Kenntnisse nach den bei der Prüfung und in der sechsten Klasse
 gegebenen Proben folgendermassen bezeichnen:

in der Religion *sehr gut,*
 in der deutschen Sprache *gut,*
 in der lateinischen Sprache *gut,*
 in der griechischen Sprache *gut,*
 in der französischen Sprache *gut,*
 in der Mathematik *gut,*
 in der Geschichte *gut,*
 im Turnen *sehr gut.*

in der französischen Sprache *gut.*

Kitzingen, am *14. Juli 1909.*

Der K. Regierungskommisär:

Hammer



Der K. Rektor:

Kern

In der Schule lernte August
 Müller Französisch, später
 schoss er auf Franzosen.

ernst genommen werden wollte, musste stets versuchen, gegenüber den anderen obenauf zu sein. Denn ein Land, das sich selbst keine Machtposition erkämpfte, musste Angst haben, niedergekämpft zu werden. Solches Denken war damals in vielen Köpfen fest verankert. Der britische Wissenschaftler Charles Darwin hatte Mitte des 19. Jahrhunderts den Kampf ums Überleben als Prinzip der Tierwelt beschrieben: Nur der Kräftigste kommt weiter. Dieses Prinzip des *Survival of the fittest* übertrugen in der Zeit, als mein Großvater jung war, viele auch auf die menschliche Gesellschaft. Nur wer stark ist und wer Stärke zeigt, hat Erfolg, lautet der Grundgedanke des Sozialdarwinismus. Und auch Staaten sah man in einem dauernden Ringen ums Überleben. Dazu gehörte es, Kriege zu führen.

Die Aufteilung der Welt

Als mein Großvater ein junger Mann war, hielten die meisten Menschen quer durch Europa eines für völlig selbstverständlich: Ihr jeweiliges Land brauchte Macht. Diese Macht musste man sich immer wieder erstreiten. Auch das hielt man für gottgegeben. Zu diesem Kampf wiederum gehörte es, dass die europäischen Staaten nicht nur in Europa selbst ihren Platz beanspruchten, sondern in allen Teilen der Welt. England und Frankreich hatten im 19. Jahrhundert Kolonialreiche aufgebaut, die die ganze Erde umspannten. Egal, ob Kenia, Indien oder Hongkong: Die Bewohner der britischen Inseln hielten es für völlig normal, dass sie den Völkern Asiens oder Afrikas vorschrieben, was sie zu tun und zu lassen hatten. Frankreich hatte sich ebenfalls große Teile Afrikas gesichert, dazu einiges in Asien. Als die Menschen dort in der Mitte des 20. Jahrhunderts gegen die Herrscher aus dem fernen Europa aufbegehrten, bezahlten es viele mit ihrem Leben.

Aber auch junge Engländer oder Franzosen starben im Kampf für die bizarre Idee des Kolonialismus. Selbst aus den abgelegensten Dörfern der französischen Republik wurden junge Männer geholt, um sie auf der ganzen Welt in Kriege zu schicken – etwa von der kleinen Mittelmeerinsel Korsika, die ich seit Jahren immer wieder als Urlauber besuche. Auf einem Grabstein in dem korsischen Dörfchen Pietra di Verde finde ich nicht nur unglaublich viele Namen von Toten des Ersten Weltkriegs. Auch die Namen junger Männer, die in Indochina getötet wurden – also dem späteren Vietnam –, sehe ich. Ange Straboni starb dort mit 21 Jahren. Auch in Algerien haben junge Korsen ihr Leben verloren, beispielsweise Ours Nicoli als 20-Jähriger. Sie sind als junge Männer in den Kriegen gestorben, die Frankreich ab den 1940er- bis in die 1960er-Jahre führte, um sein Kolonialreich zu retten.

England und Frankreich waren also Weltmächte, als mein Großvater jung war. Deutschland fühlte sich demgegenüber unterlegen. Das Deutsche Kaiserreich tat daher, was es konnte, um ebenfalls als Weltmacht zu gelten. Möglichst sogar als die wichtigste Macht der Welt. Von dem deutschen General Wilhelm Groener ist folgender Satz aus dem Jahr 1919 überliefert: »Wir haben unbewusst nach der Weltherrschaft gestrebt.« Auch Kolonien in Afrika und Asien sollten unter dieser Herrschaft stehen. Und eine Zeit lang sah es so aus, als ob Deutschland auf seinem Weg zur Weltherrschaft vorankam. Das Kaiserreich brachte Stück für Stück immer größere Teile Afrikas unter seine Kontrolle: Kamerun, Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika – also die heutigen Staaten Namibia und Tansania ebenso wie Ruanda und Burundi.

Wenn ich Reisekataloge durchblättere, sehe ich, dass Urlaub in Namibia

mit den Spuren deutscher Kultur beworben wird, die dort zu finden sind. Touristen, die dorthin reisen, fahren ja ins ehemalige »Deutsch-Südwest«. Und wenn ich mich frage, warum verschiedene deutsche Kirchengemeinden, die ich kenne, afrikanische Partnergemeinden in Tansania haben, dann liegt eine Antwort nahe: Irgendwie fühlt man sich in Deutschland dem früheren Deutsch-Ostafrika doch ein bisschen näher als anderen Ländern des afrikanischen Kontinents. Auch wenn die meisten Deutschen heute gar nicht wissen, dass der Teil Afrikas, in dem der jetzige Staat Tansania liegt, einmal von Berlin aus beherrscht wurde.

Aber auch in der Südsee eroberte Deutschland seinen Platz – auf den Marshallinseln oder den Marianen. Teile des heutigen Chinas hielt man ebenfalls für einen geeigneten Ort, um die deutsche Flagge zu hissen. Die Meeresbucht um Kiautschou gehörte ab 1898 zum Kaiserreich. Offiziell wurde Kiautschou von China an

Gedenktafel für Gefallene französischer Kolonialkriege

GIACOMO DE FRANCOIS CA TINF N T MAURICE LIEUTENANT AIALI PIERRE MIAJER
 LCO DOMINIE FRANCOIS L TENANT ASSEFI FRANCO JEAN SILTENANT ANTOHARLHI S MON-FELIX
 VALERY PIERRE-MARIE ADJUDANTS VALEPY CHA MATHIEU SOLDAT CALLENDINI FRANCOIS XAVIER
 NICOLAI MARC-ANTOINE SERGENTS SAVIGNONI CESAR SIXTE CAPORAL SAVIGNONI SIMON PIERRE
 CASANOVA JEAN BRAND CALENDINI MARC AUGUSTIN CASTEL I PHILIPPE IGNACE V IENTIN
 CIANCIONI JEAN FRANCOIS CHIARELLI PA AL FILIPPI JOSEPH PIERRE FERRARI JOSEPH
 FERALI ANGE FRANCOIS G NYITI FRANCOIS INNOCENZI IGNACE MASSONI JEAN
 MUCCHI LLI FRANCOIS MARIE YU CHELLI ASQUIN PANCRAZI JACQUES MARIE PIERI JEAN PIERRE
 OSSI PIEPRE SAVGNON S LVESTP S BONI AUGUSTIN TORACCA FRANCOIS XAVIER
 SAVIGNONI MARI NEE IFNO CIZI D D NS TORPIL AGE DU BALKAN

INDOCHINE
 PY DON PAUL S.L
 STRABONI ANGE
 A.F.N ALGERIE
 NICOLI OURS JOSEPH NICOLAS



Deutsche Marinesoldaten vor einem Gedenkstein in Kiautschou

Deutschland verpachtet. Auf einem alten Foto sehe ich, wie deutsche Marinesoldaten vor einer Gedenktafel posieren. Da heißt es, der deutsche General Diederichs »ergriff Besitz vom Kiautschou-Gebiet«. Das klingt nicht nach einem einvernehmlichen Pachtvertrag unter gleichberechtigten Partnern.

Gewissensbisse bei diesem *Imperialismus* hatte in Deutschland kaum jemand. Ebenso wenig wie die Imperialisten in Frankreich, England oder auch Belgien. Überall in Europa hielt man sich gegenüber den Völkern Af-

rikas oder Asiens für etwas Besseres. Für zivilisierter. Deswegen sei es sogar ein Vorteil für die Menschen in Afrika und Asien, wenn sie aus London, Paris oder Berlin regiert werden, sagte man. Denn die Europäer brächten die Zivilisation. Die »Wilden« in den Kolonien konnten also dankbar sein, dass sie nicht sich selbst überlassen blieben.

Aber auch den jeweiligen Nachbarn gegenüber fühlte man sich überlegen. *Chauvinismus* – so wird es seit dem 19. Jahrhundert genannt, wenn jemand derart vom eigenen Land begeistert ist, dass er alle anderen Länder nur verachten kann. In einem französischen Theaterstück aus dem Jahr 1831 trug ein Super-Nationalist den Namen Chauvin; sein Name wurde zum Namen einer Geisteshaltung: *chauvinistisch*. Chauvinisten gab und gibt es aber nicht nur in Frankreich, sondern in allen Staaten Europas.

In dieser Gedankenwelt wuchs mein Großvater also auf: Deutschland ist ein großes, stolzes Land. Doch es muss kämpfen, um seine Größe bewahren zu können. Denn auch die anderen Länder Europas strebten ja nach Größe und Macht, vor allem Frankreich und England. Besonders bedrohlich fanden es viele Deutsche, als sie im Jahr 1904 hörten, dass England und Frankreich ein Bündnis schlossen, die *Entente cordiale*. Wobei

man bedenken muss, dass es damals nur zwei Wege gab, um etwas Neues zu erfahren: aus der Zeitung oder aus dem Gespräch mit anderen.

Freie Informationen, verschiedene Sichtweisen und Meinungen zu einem Thema – das gab es nicht, als mein Großvater jung war. Es gab zwar ein bisschen Demokratie in Deutschland. Doch der Kaiser und die Regierung, die er ernannte, hatten enorme Macht. Auch die Macht, die Meinung der Menschen zu steuern. Und so meinten viele, dass Deutschland von seinen Gegnern in England und Frankreich unterdrückt würde. Im Jahr 1907 schloss sich dann auch noch Russland diesem Zweier-Bündnis aus England und Frankreich an. Der einzige wichtige Partner, auf den sich Deutschland stützen konnte, schien Österreich-Ungarn zu sein.

Ein merkwürdiges Land war das allerdings, das dem Deutschen Reich da als Partner blieb. Ein buntes Sammelsurium von Völkern vereinte Kaiser Franz Joseph aus dem Herrscherhaus der Habsburger unter seiner Herrschaft: Österreicher, Ungarn, Tschechen, Slowaken, Polen, Ukrainer, Slowenen, Kroaten – die Liste lässt sich noch verlängern, denn Italiener waren auch mit dabei, ebenso wie Serben, Rumänen oder Albaner.

Ein Reich mit so vielen Völkern und Sprachen dauerhaft zusammen-

zuhalten, ist in der Geschichte der Menschheit nie allzu lange gelungen. Ab dem 19. Jahrhundert wurden die Kräfte, die Staaten wie Österreich-Ungarn von innen heraus zu zerreißen drohten, immer stärker. Denn die Idee des *Nationalismus* entwickelte in dieser Zeit eine Kraft, die sie bis dahin nie gehabt hatte. Die Grundidee des Nationalismus ist: Jedes Volk soll seinen eigenen Staat haben. Ein Gebilde wie Österreich-Ungarn, das verschiedenste Völkerschaften in sich vereint, passt damit nicht zusammen.

Das Reich der Habsburger war daher ständig in der Gefahr zu zerbrechen, als mein Großvater jung war. Zusammengehalten wurde dieses Reich nur durch eines: Die Machthaber wollten ihre Macht nicht verlieren. Helfen beim Kampf gegen das Auseinanderbrechen des Reichs der Habsburger sollte der deutsche Kaiser. Und Kaiser Wilhelm II. wiederum hoffte, dass die Verbündeten im Süden ihm helfen würden, *sein* Ziel durchzusetzen: Deutschland so mächtig zu machen, dass niemand mehr seine Macht infrage stellen konnte. In der Jugend meines Großvaters galt also: Mächtige Länder werden von mächtigen Königen und Kaisern regiert. Und um ihre Macht zu sichern, kämpfen sie immer mal wieder gegeneinander. Dass ein solcher Kampf so werden würde wie der Krieg, der 1914 begann, ahnte aber kaum jemand.

Heiter in die Katastrophe

Zu den Sachen, die ich in der Schule gehört habe und die ich lange Zeit kein bisschen verstanden habe, gehört der Auslöser des Ersten Weltkriegs. Das Attentat von Sarajevo sei der Startschuss für den Krieg gewesen, so habe ich es gelernt und auch später immer wieder gelesen. Der tödliche Schuss also, den am 28. Juni 1914 der 19-jährige Gymnasiast Gavrilo Princip auf den österreichischen Erzherzog Franz Ferdinand und dessen Ehefrau Sophie abfeuerte.

Im bosnischen Sarajevo, das damals zu Österreich-Ungarn gehörte, wird ein Mitglied der österreichischen Herrscherfamilie erschossen – deshalb marschiert Deutschland ein paar Wochen später in Belgien und Frankreich ein. Seien wir ehrlich: Wer so etwas liest, denkt sich erst einmal: »Hä?«

Ich weiß nicht, wie man es meinem Großvater im Einzelnen erklärt hat, dass er gegen junge Franzosen kämpfen soll. Rache für den getöteten österreichischen Thronfolger allein wird nicht der Grund gewesen sein, den man ihm genannt hat. Der ermordete österreichische Adlige spielte nur indirekt eine Rolle bei dem, was sich im Sommer 1914 zusammenbraute.

Eine Schülerarbeit, nachempfunden den Bildern von Franz Marc – auch er meldete sich freiwillig für den Kampf.

Ich habe keine Informationen darüber, wie mein Opa sich fühlte, als der Krieg immer näher rückte und er schließlich mit dem Zug an die Front gefahren wurde. Man kann viel darüber lesen, dass damals ein »Hurra-Patriotismus« geherrscht habe, dass die Menschen über den Krieg begeistert gewesen seien. Es gab unglaublich viele junge Männer, die sich freiwillig für den Kampf meldeten. Franz Marc zum Beispiel. Meine Kinder haben in der Schule über Bilder dieses Malers gearbeitet. Blaue Pferde, gelbe Kuh – fantastische Werke hat Franz Marc geschaffen. Es ist mir völlig rätselhaft,



dass ein solcher Künstler von sich aus den Wunsch hatte, in den Krieg zu ziehen. Aber es war so: Franz Marc wollte an die Front. Er ist im März 1916 bei Verdun in Ostfrankreich getötet worden, im Alter von 36 Jahren.

Oder Hermann Hesse. Seine feinsinnigen Bücher habe ich als Jugendlicher gelesen, meine Kinder lernen in der Schule Gedichte von ihm auswendig: »Seltsam im Nebel zu wandern, einsam ist jeder Busch und Stein. Kein Baum sieht den andern. Jeder ist allein.« Auch Hesse meldete sich freiwillig zur Armee. Daran, dass er ein dummer, verblendeter jugendlicher Heißsporn war, kann es nicht gelegen haben. Der Dichter war bei Kriegsbeginn 37 Jahre alt. Die Armee hat ihn allerdings nicht genommen. Seine Augen waren zu schlecht.

Fotografien aus dem August 1914 zeigen Menschen, die voller Freude über den Krieg jubeln. Auf einem dieser Bilder kann man auch Adolf Hitler entdecken. Er steht in München auf

dem Odeonsplatz zwischen Tausenden anderer begeisterter Menschen. Kurz darauf wird er als Soldat in den Krieg gegen Frankreich ziehen. Wie mein Großvater.

Es gab aber auch andere Demonstrationen. Im Juli, bevor die Regierungen anfangen, einander den Krieg zu erklären, gingen allein in Deutschland rund 100 000 Menschen bei Friedenskundgebungen auf die Straße, so lese ich. Auch in Frankreich gab es *Pazifisten*, die gegen die Kriegsstimmung anzugehen versuchten. Es gibt eine Menge Berichte über besorgte Stimmen. Es war in vielen Familien klar, dass mancher Vater, mancher Sohn nicht mehr aus dem Krieg zurückkehren würde. Oder aber als Krüppel. So naiv, zu glauben, dass es wirklich auf eine Art Ausflug geht, waren dann doch nicht alle.

Meine Mutter hat mir dazu eine skurrile Anekdote erzählt. Im Sommer 1914 seien innerhalb weniger Tage sechs junge Männer zu meinem Ur-



Der spätere Diktator Adolf Hitler gehörte zu denen, die den Kriegsbeginn bejubelten.

großvater gekommen. Alle wollten meine Großmutter heiraten. Wenn schon in den Krieg, dann wenigstens mit einem festen Mädchen in der Heimat, hieß die Devise. Meine Mutter sagt, dass sie das später fast ein wenig eifersüchtig gemacht habe. Denn so viele Bewerber in so kurzer Zeit wie meine Großmutter im August 1914 hatte sie nie.

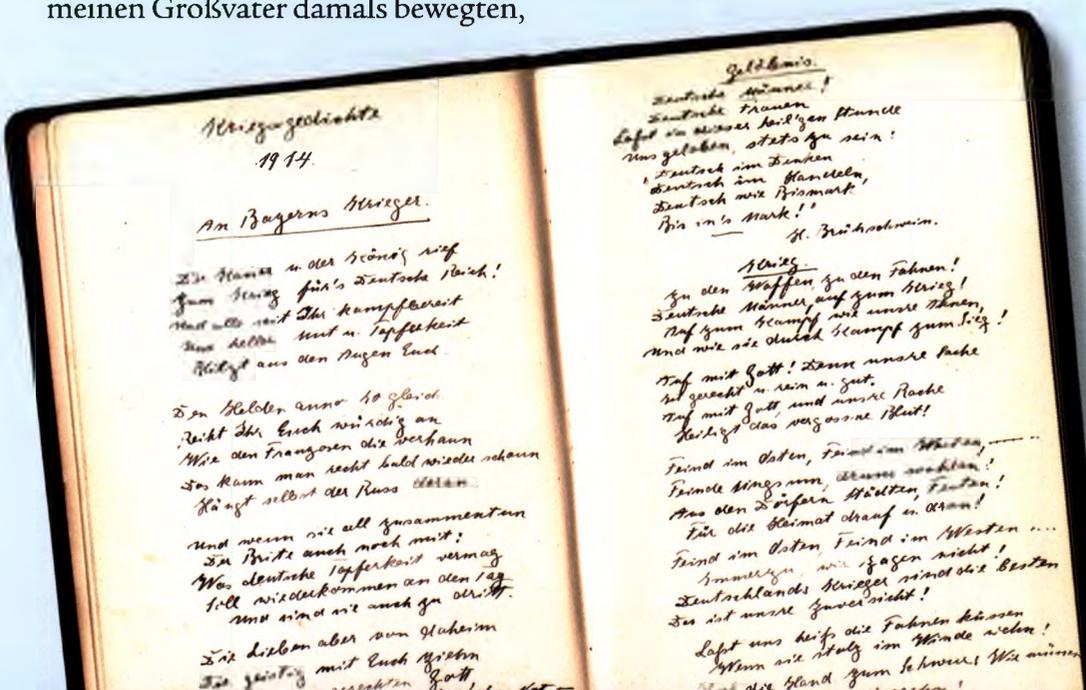
Jenseits solcher eigenartiger Geschichten machte der Krieg aber gerade ärmeren Familien einfach Angst. Es war klar, dass die Väter und Söhne, die im Kampf waren, zu Hause fehlen würden, um das wirtschaftliche Überleben zu sichern. Wer auf einem Bauernhof oder in einem Handwerksbetrieb anpacken musste, der konnte nicht so frei in den Krieg ziehen wie ein Student.

Über die Gedanken und Gefühle, die meinen Großvater damals bewegten,

weiß ich nichts. Es gibt keine Tagebücher, keine Briefe. Aber ich habe ein Dokument meiner Großmutter. Sie hat als junge Frau in einem kleinen Büchlein Gedichte aufgeschrieben. Es ist in Leder gebunden, mit einem Messingbeschlag, die Seitenränder sind mit Goldschnitt verziert. In diesem schmucken Buch hat sie mit Tinte Texte abgeschrieben, die ihr gefallen haben. Romantisches von Mörike und Goethe steht da, vor allem Liebesgedichte: »Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt – Glücklicherweise allein ist die Seele, die liebt!«

Schöne Gedichte stehen in diesem feinen Büchlein. Aber auch Texte, die verstören. Unter der Überschrift »Kriegsgedichte 1914« finde ich Zeilen, in denen von »Germanenheldentum« die Rede ist und von einer »hei-

Das Buch, in das Martha Müller als 18-jährige Gedichte schrieb



ligen Stunde«. Ich lese Worte eines gewissen Karl Fries:

*Zu den Waffen, zu den Fahnen!
Deutsche Männer, auf zum Krieg!
Auf zum Kampf wie unsre Ahnen,
Und wie sie durch Kampf
zum Sieg!*

Auch vermeintlich witzige Worte eines Dichters namens Maximilian Schmidt hat meine Oma abgeschrieben:

*Den Helden anno 70 gleich
Reiht Ihr Euch würdig an
Wie den Franzosen die verhaun
Das kann man recht bald
wieder schaun
Hängt selbst der Russ daran.*

Meine Großmutter, die im Sommer 1914 mit dem Studenten August Müller bereits verlobt war, hat also wohl nichts dagegen gehabt, dass ihr Geliebter in den Krieg zog – damit er »den Franzosen verhaut«. Sie wird auch nicht mit Sorge die Entwicklung dieses Jahres verfolgt haben, sondern mit patriotischer Empörung. In ihr Gedichtbuch hat sie mit Hand geschrieben:

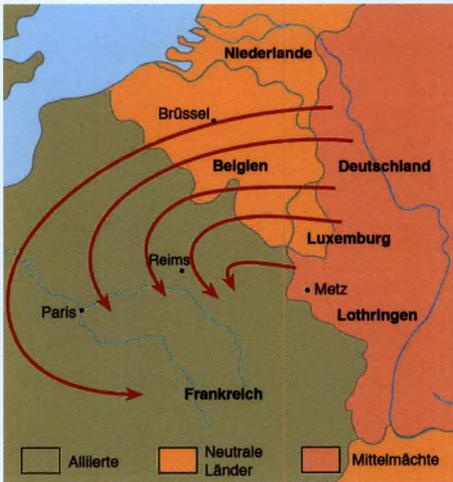
*Feind im Osten, Feind im Westen,
Immerzu, wir zagen nicht!
Deutschlands Krieger
sind die besten
Das ist unsre Zuversicht!*

Wenn ich mir solche Gedichtzeilen und das, was Geschichtsforscher heute über den Anfang des Ersten Weltkriegs schreiben, durchlese, dann stellt sich mir die Sache mit dem Attentat von Sarajevo so dar: Die Herrschenden in Deutschland wollten das Land zur unanfechtbaren Nummer eins in Europa machen. Frankreich und Russland, die das verhindern wollten, sah man in Berlin deshalb als Feinde. Auch Großbritannien, das damals mächtigste Kolonialreich mit der schlagkräftigsten Flotte, galt als Gegner Deutschlands.

Das Hauptziel der deutschen Regierung war es, Frankreich und Russland so zu treffen, dass sie die Übermacht Deutschlands anerkennen würden. Frankreich wollte man außerdem die Kontrolle über wichtige Industriegebiete und Eisenerz- und Kohlebergwerke abnehmen. Mit einem Triumph über Russland wollte sich Deutschland zusätzliche Flächen und Einfluss in Osteuropa sichern.

Wie das zu erreichen wäre, darüber hatte sich der deutsche General Alfred Graf von Schlieffen bereits Anfang des 20. Jahrhunderts Gedanken gemacht. Der nach ihm benannte *Schlieffen-Plan* sah vor, dass die deutsche Armee Frankreich attackieren und innerhalb weniger Wochen besiegen sollte. Damit dies gelang,

sollte die deutsche Armee nicht dort angreifen, wo es die Franzosen erwarteten und wo sie zahlreiche Festungen errichtet hatten: an der deutsch-französischen Grenze. Vielmehr sollten die deutschen Soldaten die französische Verteidigung umgehen und über das weiter nördlich gelegene Belgien in Frankreich einmarschieren. Auf diese Weise konnten sie die französischen Truppen dann auch von hinten angreifen und zügig die französische Hauptstadt Paris einnehmen.



Der »Schlieffen-Plan« sah einen Überraschungsangriff auf Frankreich vor.

Der Krieg gegen Frankreich sollte nach dem Schlieffen-Plan so schnell gewonnen werden, dass Frankreichs Verbündeter Russland zum Zeitpunkt des Sieges noch gar nicht richtig auf einen Kampf vorbereitet wäre. Das riesige russische Reich verfügte Anfang des 20. Jahrhunderts noch kaum über Eisenbahnen und Industrie. Es würde deshalb viele Wochen für eine *Mobilmachung* brauchen, dachten die deutschen Kriegsplaner. Bis dahin wären die deutschen Truppen aber bereits in Paris einmarschiert und hätten Russlands Bündnispartner Frankreich geschlagen. So könnten die deut-

schen Armeen sich also auf den Kampf gegen Russland konzentrieren. Ein Zwei-Fronten-Krieg könnte vermieden werden – so der Schlieffen-Plan. Heute wäre ein solches Vorhaben in Deutschland durch das Grundgesetz und das Strafgesetzbuch streng verboten. Für die »Vorbereitung eines Angriffskrieges« ist als Höchststrafe lebenslange Haft vorgesehen. Die Mindeststrafe lautet: zehn Jahre Gefängnis. Als mein Großvater ein junger Mann war, hielten es deutsche Militärs hingegen für ganz normal, solche Pläne zu schmieden.

Allerdings galt auch im Deutschen Kaiserreich: Man greift die Nachbarländer nicht einfach so an. Für einen Krieg musste es einen Anlass geben, den man der eigenen Bevölkerung nennen und erklären konnte. Diesen Anlass

fand Deutschland nicht selbst. Da traf es sich günstig, dass der einzige wirklich wichtige Verbündete Deutschlands einen solchen Anlass liefern konnte.

Die Regierung rund um den Kaiser von Österreich-Ungarn wollte ihr Reich mit seinen vielen verschiedenen Völkern zusammenhalten. Deswegen stand Österreich-Ungarn im Konflikt mit Russland und vor allem mit Serbien. Denn Serbien galt als wichtige Triebkraft einer Bewegung, die alle Menschen, die slawische Sprachen sprechen, zusammenführen wollte. Dieser *Panslawismus* sollte zum Beispiel Serben, Polen, Tschechen und Russen näher zusammenbringen. Er hätte allerdings das Ende des Reichs bedeutet, das die Herrscherfamilie der Habsburger von Wien aus kontrollierte. Also war es den Habsburgern ganz recht, wenn sie durch einen Krieg Serbien als Gegner ausschalten könnten. Auch Russland sollte geschwächt werden.

In diesem Interesse waren sich die Regierenden in Wien mit der Regierung in Berlin einig. Gemeinsam wollten die beiden *Mittelmächte* Russland schwächen und den Panslawismus eindämmen. Den Kampf gegen Russland sollte und wollte vor allem Deutschland übernehmen. Denn das Deutsche Kaiserreich fühlte sich ja von Russland, England und Frankreich eingekreist und bedrängt.

Es stellte sich nur die Frage: Wann ist der richtige Moment? Was ist der passende Anlass, um einen Krieg zu beginnen? Am 28. Juni 1914 schien dieser Anlass gekommen. Als der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand erschossen wurde, nutzten die, die in Wien und Berlin einen Kampf gegen Russland und Serbien wollten, diese Gelegenheit. Österreich-Ungarn erklärte die serbische Regierung zum eigentlichen Schuldigen für das Attentat. Die Regierung in Wien stellte Bedingungen an die Regierung in Belgrad, die innerhalb einer sehr kurzen Zeit erfüllt werden sollten: ein *Ultimatum*. Ob die serbische Regierung wirklich etwas mit dem Mord in Sarajevo zu tun hatte, interessierte dabei nicht sonderlich.

So oder so sollte sich Serbien dem Ultimatum beugen. Beispielsweise sollte es akzeptieren, dass österreichische Ermittler nach den Drahtziehern des Attentats suchten. Serbien war zu vielen Zugeständnissen bereit. Doch einen solchen Eingriff eines anderen Landes in ihre eigenen Rechte wollte die serbische Regierung nicht hinnehmen. Große Teile des Ultimatums akzeptierte Serbien – diesen aber nicht.

Diese Weigerung wiederum nutzte Österreich-Ungarn und erklärte Serbien am 28. Juli den Krieg. Nun geht alles Schlag auf Schlag. Die russische Regierung ist mit der serbischen ver-

bündet und will dementsprechend Serbien zur Seite stehen. Für Russland wird eine Mobilmachung angeordnet. Heute sind Militärprofis in den meisten Ländern der Welt stets bereit, innerhalb kürzester Zeit zuzuschlagen. Vor hundert Jahren hingegen mussten die Soldaten erst einmal zusammengetrommelt und in Stellung gebracht werden. Die russische Mobilmachung im Sommer 1914 ist für die deutsche Regierung ein willkommener Grund, die eigene Armee ebenfalls zu mobilisieren. Schließlich sei es ja überaus bedrohlich, wenn das Zarenreich Millionen Soldaten in Stellung bringt, heißt es aus Berlin.

Gemäß dem Schlieffen-Plan will Deutschland vor einem Kampf gegen Russland aber erst einmal Frankreich besiegen. Die Regierung

in Berlin verlangt von der belgischen Regierung, dass sie deutsche Truppen durchmarschieren lässt. Belgien lehnt das ab. Also nimmt sich Deutschland das Durchmarschrecht mit Gewalt und greift am 3. August Belgien an, um möglichst schnell Richtung Paris vorrücken zu können. Dem deutschen Angriff auf das neutrale Belgien will die britische Regierung nicht tatenlos zusehen. Ein Grund dafür: Von der belgischen Nordseeküste ist es nicht weit nach England. Deshalb wollen die Briten, dass Belgien neutral bleibt – und nicht unter die Kontrolle des Kaiserreichs gerät. Als Antwort auf den deutschen Einmarsch in Belgien bricht daher Großbritannien am 4. August 1914 die Beziehungen mit Deutschland ab. Die beiden Länder sind im Krieg miteinander.

Was der Erste Weltkrieg mit britischem Pop zu tun hat

Wenn man im Jahr 2013 die Worte »Franz Ferdinand« in einer Suchmaschine eingibt, findet man vor allem erst einmal Einträge über eine Indie-Pop-Band aus dem britischen Glasgow. Man kann lesen, die Band habe den Namen des 1914 getöteten Erzherzogs für sich ausgesucht, weil er gut klinge. Die Band fand das doppelte »F« reizvoll, eine Alliteration. Außerdem kann man von dem Band-Chef Alex Kapranos folgenden Satz über Erzherzog **Franz Ferdinand** lesen: »Sein Leben oder zumindest das Ende seines Lebens war der Katalysator für die komplette Umwälzung der Welt – und das ist es, was wir auch mit unserer Musik möchten.« Auch das ist eine Art, wie man das Gemetzel des Ersten Weltkriegs betrachten kann.

Das also ist der Zusammenhang zwischen der Pistolenkugel, die ein serbischer Gymnasiast auf einen österreichischen Adligen abfeuert, und einem Konflikt, in dem mehr als 9 Millionen Soldaten getötet werden: Verschiedene Regierungen quer durch Europa hatten vorher einen Krieg gewollt. Oder sie waren zumindest bereit, ihn in Kauf zu nehmen, um ihre Interessen durchzusetzen. Was sie brauchten, war ein Anlass. Auf eine ziemlich verdrehte und verquere Weise liefert diesen Anlass der 19-jährige Gavrilo Princip, als er Erzherzog Franz Ferdinand erschießt.

Zwei Monate nach diesem Attentat sind die wichtigsten Länder Europas in einen Krieg verstrickt. Weil sie ausgedehnte Kolonialgebiete in Afrika und Asien haben, erstreckt sich der Krieg sofort auf die ganze Welt. Und vor allem beginnt ein Krieg von einer Grausamkeit, wie sie die Welt bis dahin nicht gesehen hatte.

In allen beteiligten Staaten stellen die Regierungen ihr Land als unschuldiges Opfer eines Angriffs von außen dar. Und in allen Ländern glaubt ein großer Teil der Bevölkerung, dass es tatsächlich so ist. Meine Großmutter schreibt im Sommer 1914 in ihr Gedichtbüchlein:

*Feind im Osten, Feind im Westen,
Feinde ringsum, drum wohlan!*

Es gab damals aber auch Stimmen, die vor einem Krieg warnten, etwa in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Und die SPD hätte durchaus etwas unternehmen können, um den Krieg aufzuhalten. Die Parteien hatten zwar 1914 bei Weitem nicht den demokratischen Einfluss, den sie heute haben. Der deutsche Kaiser verfügte über eine ganz andere Macht, als sie heute die Königshäuser in England oder Spanien haben. Doch die Parteien konnten im Reichstag immerhin Gelder der Regierung sperren. Und die stärkste Partei war 1914 die SPD. Sie hatte also einen gewissen Einfluss auf die Politik des Kaiserreichs. Doch die SPD nutzte diesen Einfluss nicht, um sich gegen den Krieg querzulegen. Auch die Sozialdemokraten waren überzeugt, dass Deutschland einen Konflikt mit seinen Nachbarn durchkämpfen *musste*. Die SPD-Abgeordneten bewilligten Kredite für den Krieg und stimmten einem sogenannten »Burgfrieden« zu. Während des Krieges sollten die Parteien ihre unterschiedlichen Auffassungen beiseitelassen und sich wie die Verteidiger einer angegriffenen Burg zusammenschließen. Davon waren viele Deutsche fest überzeugt – auch solche, die vom Krieg eigentlich nicht begeistert waren.

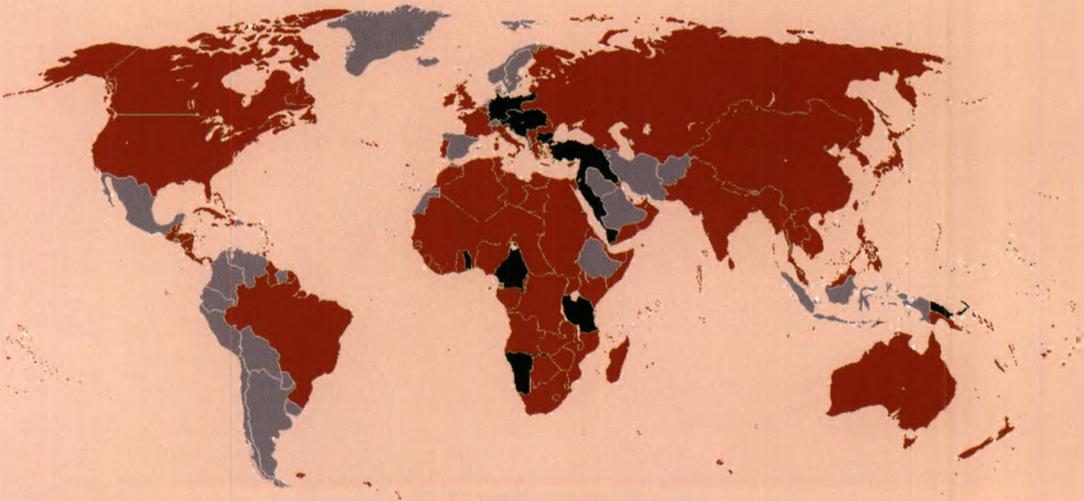
Die ganze Welt im Kampf

Togo. Dieses Wort ist der Titel des einzigen Textes im Gedichtbüchlein meiner Oma, in dem direkt von den Kämpfen des Ersten Weltkriegs gesprochen wird. Kurz nach Kriegsbeginn hat sie ein Gedicht des Dichters Ludwig Ganghofer abgeschrieben. »England nahm uns Togo weg – Deutschland, hast du Worte?«, steht da.

Warum hat meine Großmutter diese eigenartigen Zeilen aufgeschrieben? Weil der Krieg, der im August 1914 losbrach, von Anfang an ein Krieg war, der die ganze Welt betraf. Das kleine westafrikanische Land Togo war 1884 deutsche Kolonie geworden. Umgeben war es von französischen und britischen Kolonien. Als in Europa der Krieg losbrach, begannen auch Kämpfe in den Kolonialgebieten, etwa in Afrika. Im Falle Togos dauerten sie nicht lange. Am 27. August 1914 kapitulierten die deutschen Kolonialherren und übergaben das Land an neue Herrscher aus Frankreich und Großbritannien.

Ein echter Weltkrieg:
die Mittelmächte um
Deutschland (grün) und
ihre Gegner (orange)
samt ihren jeweiligen
Kolonien

Wenn man sich auf einem Globus anschaut, welche Teile der Welt in den Ersten Weltkrieg verstrickt waren, ist es leichter aufzuzählen, welche Länder *nicht* dabei waren. In



Europa sind das gerade mal Holland, die Schweiz, Dänemark, Spanien, Norwegen und Schweden. Alle übrigen Länder Europas haben in irgendeiner Weise am Krieg teilgenommen. Und sie ließen die Einwohner ihrer Kolonien kämpfen: Inder, Senegalesen, Algerier oder Kenianer. Aber auch Australier und Kanadier haben in dem Krieg gekämpft, bei dem die wichtigsten Staaten Europas die Frage klären wollten, wer wie viel Macht haben soll. Denn Kanada und Australien waren damals noch um einiges enger an das britische Königreich angegliedert, als sie es heute sind.

Die Menschen, die auf den Schlachtfeldern Europas starben, kamen aus allen fünf Kontinenten. So stehen auf dem Soldatenfriedhof von Verdun in Ostfrankreich nicht nur Tausende Kreuze auf den Gräbern, sondern auch arabisch anmutende Gedenksteine für die Toten moslemischen Glaubens. Namen wie Aid Issam lese ich da. Oder Kalfa Zerbib. Er war 26 Jahre alt, als er am 5. August 1916 getötet wurde. Sein Geburtsort ist Constantine in Algerien, sehe ich in einer Liste im Internet. »Mort pour la France« – »Gestorben für Frankreich«, steht auf seinem Grabstein. Ob die jungen Afrikaner wirklich für Frankreich sterben *wollten*, weiß ich nicht.

In Afrika geboren, im ostfranzösischen Verdun begraben

Nicht nur die Gründe für den Kriegsbeginn 1914 sehen heute auf den ersten Blick ausgesprochen verwirrend aus. Auch wenn man versucht zu sortieren, wer wann mit wem gekämpft hat, verliert man leicht den Überblick. Es gab unglaublich viele Schlachten und Fronten. Aber man kann das Gewirr zu ordnen versuchen.

Wer sich heute von Deutschland aus einen Überblick über die Kämpfe des Ersten Weltkriegs verschaffen will, der schaut zunächst meist auf die Front zwischen Deutschland und Frank-



reich. Das Deutsche Kaiserreich lässt seine Armee ab Anfang August 1914 durch Belgien marschieren. Die belgischen Truppen können gegen die deutsche Übermacht kaum Widerstand leisten. Die Deutschen hinterlassen schon bald zerstörte Städte und Dörfer. In der Universitätsstadt Löwen geraten durch Kämpfe rund tausend Häuser in Brand. Die berühmte Uni-Bibliothek wird fast vernichtet. Hunderte Menschen sterben.

Die Deutschen rücken schnell von Belgien nach Frankreich vor. Innerhalb weniger Wochen erobert die Armee des deutschen Kaisers große Teile Nordfrankreichs. Doch Anfang September kommt der Angriff ins Stocken. Am Fluss Marne gelingt

es den französischen Truppen, die Deutschen aufzuhalten. In Frankreich ist vom »Miracle de la Marne« die Rede – vom »Wunder an der Marne«. Als drolliges Detail wird immer wieder berichtet, dass Hunderte Taxis Soldaten aus Paris an die Front gebracht hätten. Damit waren die französischen Truppen schneller, als sie es mit Pferden oder zu Fuß hätten sein können. Soldaten im Taxi? Lustige Vorstellung. Was sie an der Front erlebten, war weniger lustig.

Die Deutschen kamen an der Marne also nicht mehr weiter. Die Folge ist etwas, das als eigener Begriff in den deutschen Wortschatz eingegangen ist: *Grabenkrieg*. Die deutsche Armee

Deutsche Truppen haben im belgischen Löwen schwere Zerstörungen hinterlassen.



zieht sich zunächst etwas zurück. Die Soldaten buddeln Gräben, in denen sie vor französischen Patronen und Granaten geschützt sind. Auf der anderen Seite machen es die Franzosen genauso, ebenso wie die Engländer, die inzwischen die französische Armee unterstützen. Immer wieder gibt es grauenvolle Attacken beider Seiten. Aber unterm Strich bewegt sich an dieser Westfront (für die Franzosen lag die Front natürlich im Osten) von September 1914 bis zum Kriegsende drei Jahre später nicht mehr viel. Auf einer Länge von rund 700 Kilometern zwischen der Nordseeküste und der Schweiz hatten sich die Gegner eingegraben. Es gibt Berechnungen, wonach die Gräben insgesamt rund 40 000 Kilometer lang waren. Denn es gab ja nicht nur die vordersten Schützengräben, sondern auch Gräben zur Versorgung. Oder Gräben, die weiter im Hinterland lagen. 40 000 Kilometer – das entspricht etwa dem Erdumfang.

Es gibt Berichte, wonach die Chefs des deutschen Militärs – die *Oberste Heeresleitung (OHL)* – bereits im November 1914 feststellten, dass der Krieg nicht mehr auf die ursprünglich geplante Weise zu gewinnen sei. Dennoch schickten die Generäle beider Seiten ihre Soldaten immer wieder in neue Offensiven – am Fluss Somme, bei der Stadt Verdun. Hunderttau-



Französische Soldaten wurden auch »Hommes de boue« genannt – Schlamm-Männer.

sende starben oder blieben als Krüppel zurück.

Nicht weniger blutig waren die Kämpfe an der Ostfront – die aus russischer Perspektive im Westen lag. Um die Kämpfe in diesem Gebiet zu verstehen, muss man sich klarmachen: Die Landkarte Osteuropas sah 1914 noch völlig anders aus als jetzt. Heute selbstständige Staaten wie zum Beispiel Weißrussland, Polen oder die Ukraine waren ganz oder teilweise unter russischer Herrschaft und wurden von Sankt Petersburg aus regiert, das damals noch die Hauptstadt Russlands war. Auch von Berlin aus wurden Teile des heutigen Polen

regiert. Das Deutsche Kaiserreich reichte wesentlich weiter nach Osten als die heutige Bundesrepublik. Deutschland und Russland hatten eine direkte Grenze. Genauso grenzte das Kaiserreich Österreich-Ungarn damals direkt an Russland, denn von Wien aus wurden Gebiete kontrolliert, die heute zu Polen, Tschechien, Ungarn oder der Ukraine gehören.

Ab August 1914 taten beide Seiten, worauf sie sich vorbereitet hatten: Deutschland und Österreich-Ungarn versuchten, gegen Russland vorzurücken. Die russische Armee versuchte ihrerseits, die *Mittelmächte* möglichst schnell zu besiegen – denn Russland war ja Bündnispartner Frankreichs und Großbritanniens. In den ersten Tagen nach Kriegsbeginn gelang es der russischen Armee auch tatsächlich, ein ganzes Stück über die deutsche Grenze ins damals deutsche

Veränderungen der Front
der Mittelmächte mit Russland



Ostpreußen einzudringen. Doch Ende August 1914 erkämpften die Deutschen einen wichtigen Sieg bei der Stadt Tannenberg, die heute in Polen liegt. Die beiden Generäle, die dort das Kommando hatten, wurden von diesem Zeitpunkt an in Deutschland als »Helden von Tannenberg« verehrt: Erich Ludendorff und Paul von Hindenburg. Hindenburg wurde später, nach Kriegsende, deutscher Präsident – er war derjenige, der Adolf Hitler 1933 zum Reichskanzler ernannte.

Es ist zwar zynisch, wenn man den jahrelangen Kampf an der Ostfront, der Millionen Menschen das Leben kostete, mit ein paar Zeilen abhandelt. Aber wenn ich heute Berichte über die Kämpfe durchblättere, komme ich zu dem Ergebnis: Es war vor allem ein bizarres, blutiges Hin und Her, bei dem bald schon hätte klar sein können, dass es keinen wirklichen Sieger geben würde. Die Truppen verschanzten sich zwar weniger in Gräben, es gab mehr von dem, was Militärs »Bewegungskrieg« nennen. Aber – ebenso wie an der Westfront – gelang es keiner der beiden Seiten, die andere wirklich zu bezwingen. Bis 1917 blieben die Armeen von Österreich-Ungarn, Deutschland und Russland ineinander verbissen. Erst dann gab es an der Ostfront Entwicklungen, die die Weltgeschichte völlig verändern sollten (siehe auch das Kapitel »Ein Umsturz, der die Welt veränderte« auf S. 95).

Auch andere Teile Europas hat der Weltkrieg komplett umgewälzt. Vor allem rund ums Mittelmeer hatte der Krieg Folgen, die in Deutschland weitgehend in Vergessenheit geraten sind.

Vergessene Gefechte: Mittelmeer und Alpen



Ich erinnere mich gut daran, wie überrascht ich war, als Hassan Öztürk mir erzählte, was für treue Waffenbrüder Türken und Deutsche doch schon seit Langem seien. Ich sprach kurz nach meinem Abitur mit Herrn Öztürk, weil ich einen Text über die ersten »Gastarbeiter« schrieb, die in den 1960er-Jahren aus der Türkei nach Deutschland kamen. Ich war damals 19. Eigentlich hätte ich im Schulunterricht gehört haben müssen, dass die Türkei, oder besser gesagt das Osmanische Reich, im Ersten Weltkrieg ein wichtiger Bündnispartner Deutschlands und Österreich-Ungarns war. »Osmanisch« – so hieß dieses Reich, weil die Herrscherfamilie der Osmanen jahrhundertlang verschiedene Völker befehligte. Die Türken waren nur eines davon.

Die Osmanen (oder eben auch Türken) waren also mal wichtige Kampfpartner Deutschlands gewesen? Ich hatte das völlig vergessen, als ich mit Herrn Öztürk sprach. Oder hatte man es mir im Geschichtsunterricht einfach nie erzählt? So oder so: Ich hoffe, ich habe Herrn Öztürk nicht spüren lassen, auf wie viel Unwissenheit seine Informationen bei mir stießen.

Tatsache ist, dass im Jahr 1914 von Istanbul aus (das damals noch Konstantinopel hieß, es wurde erst 1930 umbenannt) ein großes Reich regiert wurde. Es war zwar bei Weitem nicht so riesig wie noch ein Jahrhundert zuvor, die Osmanen hatten rund um das Mittelmeer schon einiges an Einfluss verloren. Doch der Sultan Mehmed V. herrschte nicht nur über die Fläche, die der heutigen Türkei entspricht, sondern auch über weite Regionen, die heute zu Griechenland, Syrien, Libanon, Saudi-Arabien,

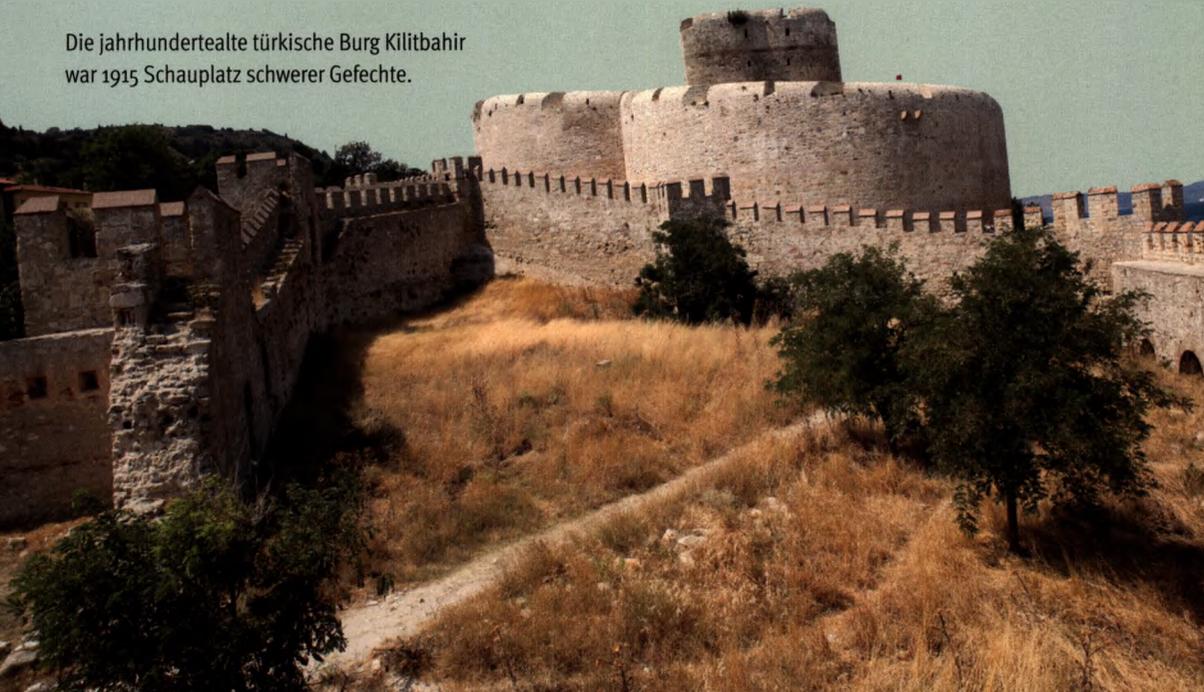
dem Irak und auch zum heutigen Israel gehören. Als sich das Osmanische Reich am 2. November 1914 auf die Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns schlug, hatte der Sultan ein ähnliches Ziel wie Kaiser Franz Joseph in Wien. Er wollte ein vom Zerfall bedrohtes Reich, in dem viele Völkerschaften und Religionen lebten, mit Macht zusammenhalten.

So unübersichtlich, wie das Osmanische Reich selbst war, so unübersichtlich sind auch die Kämpfe, in denen es ab dem Kriegseintritt steckte. Zwei Ereignisse zeigen aber, was das Neue und Besondere an diesem Krieg war. Auf der Halbinsel Gallipoli, nicht weit von den heute bei Touristen beliebten türkischen Mittelmeerstränden, versuchte die britische Armee im April 1915 auf die osmanische Hauptstadt Konstantinopel vor-

zustoßen. Der Angriff scheiterte fatal. Was diesen Kampf grotesk macht, aber auch typisch für den Ersten Weltkrieg als modernen Krieg: Ein großer Teil der Soldaten, die gegen die Türkei vorrückten, kam nicht aus europäischen Ländern. Auch Australier und Neuseeländer kämpften an der Seite der Briten. Sie wurden um den halben Erdball gebracht, um zu Tausenden an der türkischen Küste zu sterben. Fast 9000 Australier und rund 3000 Neuseeländer wurden bei Gallipoli getötet.

Die ungeheure Grausamkeit des Ersten Weltkriegs zeigte sich aber noch an einer anderen Stelle des Mittelmeerraums. 1915 begann im Nordosten der heutigen Türkei etwas, das im Nachhinein als Völkermord bezeichnet wurde. Opfer wurden die Armeni-

Die jahrhundertealte türkische Burg Kilitbahir war 1915 Schauplatz schwerer Gefechte.



er. Sie hatten damals keinen eigenen Staat und lebten zum Teil auf dem Boden des Osmanischen Reichs, zum Teil im Russischen Reich. Die Armenier wollten an ihrer eigenen Sprache festhalten und auch an der christlichen Religion, der die meisten von ihnen angehörten. Deshalb passten sie nicht zur Vorstellung eines von Türken geprägten islamischen Reichs, so kann man heute lesen. Außerdem hatten sich etliche Armenier mit den Russen verbündet.

Als die osmanische Armee gegen Russland in den Kampf zog, ging sie daher auch gegen die Armenier vor und zeigte wenig Rücksicht. Männer, Frauen, Kinder wurden erschossen, erschlagen. Oder man verschleppte sie und ließ sie verhungern, verdursteten, erfrieren. Die Angaben darüber, wie viele Armenier bei diesem *Genozid*

Hinrichtungen am Galgen waren Teil des Völkermords an den Armeniern.



getötet wurden, schwanken zwischen 300 000 und 1,5 Millionen. Der seit 1991 unabhängige Staat Armenien hat 3,3 Millionen Einwohner.

Mein Großvater hat sich im Jahr 1919 dicke Bücher über den Krieg gekauft, die ich in einem Schrank fand: »Betrachtungen zum Weltkriege« des früheren Kanzlers Theobald von Bethmann Hollweg und »Meine Kriegserinnerungen« des Generals Erich von Ludendorff. Aufwendig gemachte Bände sind das, die damals nicht billig waren. »Zu essen hatten August und Martha kaum etwas, aber dafür hatten sie Geld«, meint meine Mutter dazu mit einem gewissen Sarkasmus. Wenn ich diese Bände durchblättere, finde ich Hunderte Seiten über die Kämpfe in Frankreich und Russland, aber so gut wie nichts über das, was rund ums Mittelmeer geschah. Über Kriegsverbrechen wie den Völkermord an den Armeniern finde ich kein Wort in diesen Büchern. Ludendorff schreibt vielmehr über »gewaltige Leistungen, ebenbürtig den größten Taten der Kriegsgeschichte aller Zeiten«.

Beim Blick auf den Weltkrieg blendeten viele Menschen – damals wie heute – einen großen Teil der über die Welt verstreuten Kampfplätze erst einmal aus. Bis es etwa außerhalb Armeniens wenigstens ein bisschen

Aufmerksamkeit für den dortigen Völkermord gegeben hat, sind viele Jahre vergangen. Aber er strahlt bis in die Gegenwart. Denn die heutige Türkei tut sich immer noch schwer damit, das Verbrechen aufzuarbeiten. Genau das verlangen aber beispielsweise die Mitgliedsstaaten der Europäischen Union von den Türken. Im Jahr 2011 verabschiedete Frankreich ein Gesetz, das das Leugnen von Völkermorden unter Strafe stellt. Auch wer bestreitet, dass die Armenier ab 1915 Opfer eines solchen Genozids wurden, kann seitdem in Frankreich bestraft werden. Aus der Türkei gab es deshalb heftige Proteste. Die Sache sei nicht so einfach, wie es außerhalb der Türkei oftmals dargestellt werde, hieß es von türkischer Seite.

Wenn heute über die Bedingungen für eine Aufnahme der Türkei in die Europäische Union diskutiert wird, kommt immer wieder diese Streitfrage auf: Wie sind die massenhaften Morde an Armeniern zu bewerten, die während des Ersten Weltkriegs begangen wurden? Mitgliedsstaaten der EU geben darauf meist eine andere Antwort als die türkische Regierung. Dieser Streit ist daher eines der Hindernisse auf dem Weg der Türkei in die Europäische Union. Wenn Kinder türkischer Eltern, die in Deutschland geboren werden, rechtlich ganz anders dastehen als Kinder griechischer oder spanischer

Eltern, dann hat das also auch etwas mit dem Völkermord an den Armeniern während des Ersten Weltkriegs zu tun, indirekt zumindest.

Dass es im Ersten Weltkrieg vor allem darum ging, Grenzen neu zu ziehen oder Volksgruppen zwischen den Staaten hin und her zu schieben, das spürt man als Deutscher oder Österreicher an einer anderen Stelle weit direkter. Viele, die von Norden mit dem Auto oder dem Zug nach Italien reisen, kommen erst einmal in eine Region, die auf Italienisch *Alto Adige* heißt. Aber die Gegend hat auch einen deutschen Namen: Südtirol. Beim ersten Besuch fragen sich deutschsprachige Reisende meistens, warum eigentlich die Schilder auf Deutsch und auf Italienisch sind. Und warum die meisten Leute, denen man begegnet, Deutsch mit einem sprechen, obwohl man doch in Italien ist. Die Erklärung ist simpel: Weil Italien im Ersten Weltkrieg das Ziel erreicht hat, sein Territorium zu vergrößern. Es ist der italienischen Regierung gelungen, Südtirol in ihr Staatsgebiet einzugliedern.

Die Rolle Italiens ist, wenn man so möchte, besonders typisch für den Ersten Weltkrieg – auch wenn Italien in den Kämpfen nicht die wichtigste Rolle spielte. Wenn ich durch Italien reise, bin ich immer wieder verblüfft über die langen Namenslisten getö-

»Treulose Tomate« – eine Redensart aus dem Ersten Weltkrieg (so vermutet man)

Wer die Wörter »treulose Tomate« an den Kopf geworfen bekommt, hat sich wahrscheinlich gerade als **unzuverlässig** erwiesen. Einige Sprichwort-Forscher vermuten, dass die beiden Wörter im Ersten Weltkrieg zusammengespannt wurden. **Italien** war zunächst ein Verbündeter Deutschlands und Österreich-Ungarns. Als die Regierung in Rom der Regierung in Wien den Krieg erklärte, galt das als Verrat. Als Treulosigkeit. Weil Italien gleichzeitig für seinen ausgedehnten Tomatenanbau bekannt war, wurde beides miteinander verknüpft: Die Italiener bekamen den **Spottnamen** »treulose Tomaten«. Und wer sich so verhält wie sie, wird seitdem so genannt.

teter Männer, die sich in fast jeder italienischen Stadt an einem zentralen Platz finden. »Caduti per la grandezza d'Italia« lese ich da zum Beispiel – »Gefallen für die Größe Italiens«. Das ist leider auch ganz nüchtern machtpolitisch gemeint. Italien hielt sich 1914 aus dem Krieg erst mal heraus, obwohl die Regierung in Rom der Regierung von Österreich-Ungarn schon lange als Rivale gegenüberstand. Zwar hatte Italien im Jahr 1882 mit Deutschland und Österreich-Ungarn den sogenannten *Dreibund* geschlossen. Doch die Regierung in Rom wollte den Einfluss Italiens vergrößern. Wenn das nicht mit den Bündnispartnern im Dreibund gelang, dann eben ohne sie, hieß es.

Die Forderung der Regierung in Rom war klar: Gebiete im Alpenraum und am Mittelmeer, die im Jahr 1914 von Wien aus kontrolliert wurden, sollten an Italien gehen. Und Italien wollte Kolonien, die es in Nordafrika hatte – etwa das heutige Libyen –, um Gebiete ergänzen, die Anfang des 19. Jahrhunderts das Osmanische Reich kontrollierte. Auch viele Italiener träumten den Traum des *Imperialismus*. Sie wünschten sich möglichst viel Land und Einfluss rund ums Mittelmeer, das sie »Mare nostro« nannten – »unser Meer«.

Bis zum 23. Mai 1915 blieb die Regierung in Rom neutral und wartete ab. Die italienische Regierung überlegte, ob es sich lohnen würde, in die Kämpfe einzutreten. Dann erklärte Rom Österreich-Ungarn den Krieg – und schloss sich damit dem Bündnis aus England, Frankreich und Russland an. Es begann ein Gemetzel, das sich vor allem in den Alpen schnell zu einem bewegungslosen Stellungskrieg festfraß. Hier gruben sich die Armeen nicht nur in Gräben ein, sondern schlugen auch Tunnel ins Gestein, die bald schon Hunderte Kilometer lang waren. Die Soldaten wurden zu Höhlenbewohnern – allerdings in der ständigen Gefahr, dass die Gegner ihre Höhlen sprengten.

Allein am Fluss Isonzo im Nordosten des heutigen Italien wurden nach Schätzungen rund 300 000 Männer getötet. Auch das Verhalten der italienischen Regierung zeigt deutlich: Es ging den Herrschenden, die am Krieg teilnahmen, vor allem um eines – um Macht. Die Regierung in Rom hat in diesem Krieg zwar nicht alle ihre Ziele erreicht. Aber ihr Plan, das deutschsprachige Südtirol in den italienischen Staat einzugliedern, hatte Erfolg.

Insgesamt ging das Machtspiel 1918 aber ganz anders aus, als man es sich in vielen der Königs- und Kaiserhäuser Europas gedacht hatte. Reihenweise neue Staaten entstanden, die sich von den Großreichen

Kriegstunnel in den Alpen



lossagten und nicht mehr von den Kaisern in Wien und Berlin oder vom Zar in Petersburg beherrschen ließen. Wenn ich mir ansehe, aus welchen Ländern die Familien vieler Mitschüler meiner Kinder kommen, stelle ich fest: Da sind eine Menge Staaten dabei, die es vor hundert Jahren so noch nicht gab. Polen, Ungarn oder Finnland zum Beispiel. Der Erste Weltkrieg spielt also eine gewisse Rolle, wenn ein Schuldirektor nachrechnet, in wie vielen verschiedenen Nationen seine Schüler ihre Wurzeln haben.

Mit dem Ersten Weltkrieg neu entstandene Staaten

Polen: ging aus Teilen des deutschen und des russischen Reiches hervor, veränderte seine Grenzen aber nach 1945 noch einmal in großem Umfang.

Österreich: ging aus dem Habsburgerreich hervor.

Ungarn: ging aus dem Habsburgerreich hervor.

Tschechoslowakei: ging aus dem Habsburgerreich hervor, teilte sich 1993 in Tschechien und Slowakei auf.

Jugoslawien: ging aus Serbien und Teilen des Habsburgerreiches hervor, teilte sich ab 1992 in die Staaten Slowenien, Kroatien, Mazedonien, Bosnien-Herzegowina, Serbien und Montenegro auf.

Litauen: ging aus Teilen des deutschen und des russischen Reiches hervor.

Lettland: wurde vom russischen Reich unabhängig.

Estland: wurde vom russischen Reich unabhängig.

Finnland: wurde vom russischen Reich unabhängig.

Das Meer als Grab für Tausende

Faszinierend – so empfand ich den hundertjährigen Jahrestag des Unglücks der Titanic im April 2012. Ich entdeckte Dutzende Texte in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern; es gab Fernsehfilme, Kinofilme, vieles davon nicht nur an Erwachsene gerichtet, sondern auch an Kinder und Jugendliche. Der Untergang der Titanic – das ist Faszination pur, davon hat jeder schon gehört. Auch ich kannte als Kind schon den Namen Titanic. Das Wort »Lusitania« habe ich dagegen erst viel später gelesen. Kein Wunder. Den Namen dieses Schiffes kennt heute so gut wie niemand.

Wenn man sich ein wenig mit dieser Lusitania beschäftigt, kann man sich fragen, warum sie so unbekannt ist – gerade im Vergleich zur Titanic. Die beiden Schiffe haben viele Gemeinsamkeiten. Die Lusitania ist nur gut drei Jahre nach der Titanic gesunken, im Mai 1915. Es kamen fast genauso viele Menschen ums Leben wie bei der Titanic-Katastrophe; etwa 1200 Männer, Frauen und Kinder ertranken; bei der Titanic waren es rund 1500. Auch ist das Schicksal der Lusitania kaum weniger dramatisch als das der Titanic. Dennoch findet dieses Schicksal nur bei wenigen Menschen Interesse.

Was war also los mit dieser Lusitania? Sie war – ebenso wie vorher die Titanic – einer jener großen Dampfer, die Anfang des 20. Jahrhunderts Passagiere und Fracht zwischen den USA und Europa hin- und hertransportierten. Im Mai 1915 hatte sie nicht nur weit über tausend Menschen an Bord, sondern auch Munition. Diese durchaus wichtige Einzelheit war einige Zeit lang umstritten, gilt inzwischen aber als so gut wie sicher. Die Passagiere wussten von der militärischen Fracht des Schiffes nichts. Sie wollten einfach von Amerika nach Großbritannien reisen. Die Deut-

schen, die zu diesem Zeitpunkt seit einem Dreivierteljahr im Krieg mit Großbritannien waren, interessierten sich wiederum nicht für die Frage, wer alles auf dem Schiff war und warum er reiste.

Die Deutsche Marine hatte vorher erklärt, dass sie alle Schiffe beschießen würde, die ihrer Ansicht nach etwas mit den Kriegsgegnern zu tun hatten. Vor allem dann, wenn es den Verdacht gab, dass die Schiffe Waffen oder Munition transportierten. Deswegen war es nach Ansicht der Deutschen völlig in Ordnung, als ein U-Boot die britische Lusitania am 7. Mai 1915 versenkte – und weit über tausend Menschen in den Tod schickte.

Die Versenkung der Lusitania passte zur Logik der Deutschen. Eines der Ziele, die sich die Regierung des

Kaiserreichs Anfang des 20. Jahrhunderts gesetzt hatte, war es, die britische Übermacht auf den Weltmeeren zu brechen. Kaiser Wilhelm II. ließ die deutsche Flotte rasant ausbauen. Die Einzelheiten überwachte der Großflottenadmiral Alfred von Tirpitz. Er gehörte, genauso wie die Armeegeneräle Ludendorff und Hindenburg, zu denen, die Deutschland als weltweit unangefochtene Macht sehen wollten. Als Macht, die auch auf den Weltmeeren keinen Gegner zu fürchten brauchte.

Bis zum Kriegsbeginn hatte Deutschland eine beträchtliche Zahl von Kriegsschiffen und U-Booten gebaut. Doch es war offensichtlich, dass die deutsche Flotte nicht die Kampfkraft hatte, um die britische zu schlagen. Nur eine einzige wirklich große See-

Auf Zeichnungen sieht die sinkende Lusitania der Titanic ähnlich.



schlacht gab es im Ersten Weltkrieg. Am 31. Mai 1916 trafen die britische Royal Navy und die deutsche Kriegsflotte in der Nordsee aufeinander. Insgesamt 25 Schiffe wurden versenkt, rund achteinhalbtausend Menschen starben. Am Ende galt keine der beiden Seiten als Sieger. Der Verlauf der Schlacht zeigte den Deutschen allerdings: Sie konnten es mit der britischen Flotte nicht aufnehmen. Deswegen blieben die deutschen Kriegsschiffe bis zur Niederlage des Kaiserreichs Ende 1918 untätig in den Häfen.

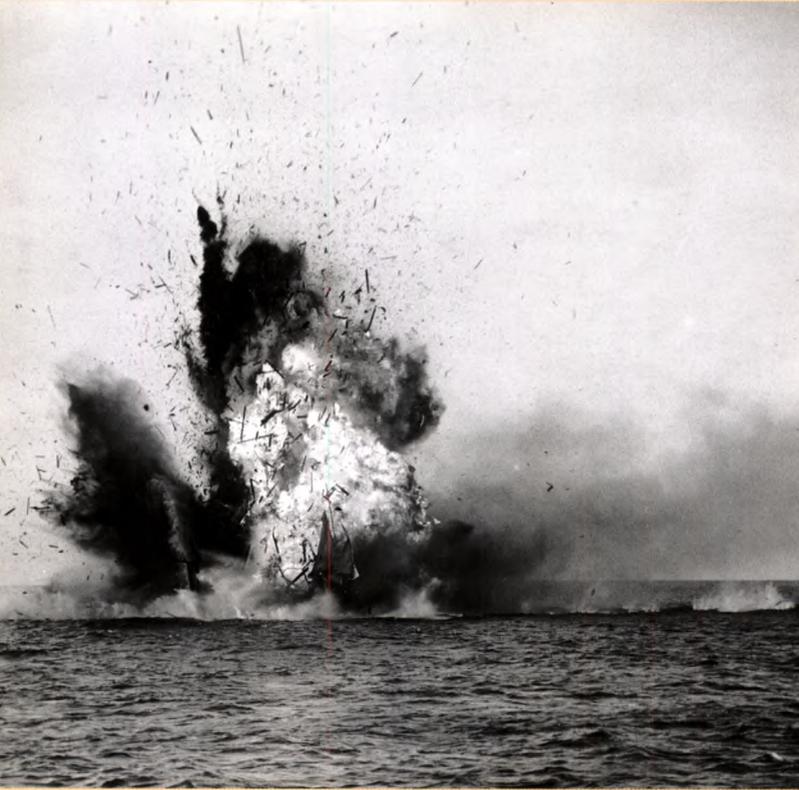
Gleichzeitig setzte die Deutsche Marine aber auf ein anderes Kampfmittel: das Unterseeboot. Die U-Boote des Jahres 1914 sahen ganz anders aus als die schwimmenden Festungen, die heute unter der Oberfläche der Weltmeere unterwegs sind. Aber auch die U-Boote des Ersten Weltkriegs waren eine ausgesprochen effektive Waffe. Es war einfacher, U-Boote zu bauen als große Schlachtschiffe. Und Unterseeboote konnten sich oftmals unentdeckt an andere Schiffe anschleichen. Der U-Boot-Krieg richtete sich jedoch bei Weitem nicht nur gegen Kriegsschiffe. Deutschland beschoss und torpedierte auch Handelsschiffe und Passagierdampfer. Wobei die Unterscheidung häufig nicht ganz eindeutig war. Handelsschiffe Großbritanniens oder anderer Län-

der transportierten eben oft auch Waffen und Munition. Deshalb sah Deutschland solche Schiffe durchaus als militärische Ziele an.

Ab und zu versuchten die Befehlshaber der Marine, mit einer gewissen Rücksichtnahme zu kämpfen. Eine Zeit lang folgten sie einer altergebrachten Regel für Gefechte auf See. Nach dieser Regel durften Schiffe nicht ohne Vorankündigung versenkt werden. Vielmehr tauchte ein angreifendes U-Boot zunächst auf und prüfte beim gegnerischen Schiff, ob es Waffen an Bord hatte. Erst wenn das bewiesen war, versenkte das U-Boot das feindliche Schiff. Vorher sollte die Mannschaft aber die Möglichkeit erhalten, sich in Sicherheit zu bringen.

Allerdings hielt sich Deutschland nur in einigen Phasen des Krieges an diese Regel. In der restlichen Zeit rief es immer wieder den *uneingeschränkten U-Boot-Krieg* aus. Das bedeutete, dass Schiffe ohne Vorwarnung beschossen wurden. Was entsprechend viele Menschen auf den getroffenen Schiffen das Leben kostete. Die Deutsche Marine versenkte über die Jahre hinweg Hunderte Schiffe vor allem Großbritanniens – darunter die *Lusitania*.

Deutschland argumentierte, der uneingeschränkte U-Boot-Krieg sei eine Art Notwehr. Denn Großbritannien hatte eine Blockade gegen



Deutsche U-Boote zerstörten fremde Schiffe oft ohne Vorwarnung.

das Kaiserreich verhängt. Das heißt, Deutschland konnte keine Waren mehr übers Meer aus dem Ausland einkaufen, etwa aus Amerika oder den skandinavischen Ländern. Die Briten erlitten in dieser Auseinandersetzung zwar große Verluste, doch unterm Strich waren sie erfolgreicher. Sie konnten die Seeblockade im Großen und Ganzen durchsetzen. Deutschland blieb während des ganzen Krieges von der Zufuhr mit Lebensmitteln und Rohstoffen

übers Meer weitgehend abgeschnitten. Diese Blockade trug wesentlich dazu bei, dass in Deutschland schon bald nach Kriegsbeginn Hunger herrschte. Großbritannien hingegen behielt – wenn auch mit Einschränkungen – den Zugang zu seinen Kolonien und zu Handelspartnern in Amerika.

Die Befehlshaber der Deutschen Marine brachten also Argumente vor, die nach kühler Logik klangen, wenn sie Hunderte Schiffe von U-Booten versenken ließen. Ich stoße aber auch auf Berichte, die mich denken lassen, dass der uneingeschränkte U-Boot-Krieg schlicht Terror war. Bei den Urlaube, die ich seit vielen Jahren mit meiner Familie auf der französischen Mittelmeerinsel Korsika mache, fallen mir immer wieder Gedenksteine für die Toten

des Ersten Weltkriegs auf. Die langen Listen von Namen, die darauf stehen, passen so gar nicht zu der Abgeschiedenheit der kleinen Bergdörfer, in denen diese Denkmäler stehen. Auf dem Gedenkstein in dem Dörfchen Pietra di Verde steht auch der Name einer getöteten Frau: Marie Savignoni ist in der Nacht auf den 16. August 1918 gestorben, als ein deutsches U-Boot vor der Küste Korsikas ein Schiff mit dem Namen Balkan torpedierte. Es war nachts um halb zwei, als ein Geschoss das Schiff traf. Die Balkan sank in Minutenschnelle, heißt es. Von den gut 500 Menschen, die auf dem Schiff waren, sind rund 400 ertrunken. Darunter Frauen wie Marie Savignoni und auch Kinder.

Ich bin oft nachts im August auf einem Schiff Richtung Korsika unterwegs gewesen. In einer warmen Sommernacht im Schlaf auf eine Insel überzusetzen, ist für mich der Inbegriff friedlichen Reisens. Die Vorstellung, wie es sein muss, wenn ein Torpedoeinschlag diesen Frieden zerreißt, ist entsetzlich.

Es gibt Geschichtswissenschaftler, die der Ansicht sind, der Einsatz der deutschen U-Boote habe mit dazu beigetragen, dass Deutschland den Ersten Weltkrieg so katastrophal verlor. Denn der U-Boot-Krieg, auf den die Deutsche Marine mal mehr, mal weniger setzte, führte am Ende

dazu, dass die Vereinigten Staaten von Amerika in den Krieg eintraten. Am 1. Februar 1917 eröffnete Deutschland – wieder – den uneingeschränkten U-Boot-Krieg. Auch amerikanische Handelsschiffe wurden von da an versenkt. Am 6. April 1917 reagieren die USA und erklären Deutschland den Krieg. Die schon damals wichtigste Industrienation der Welt stellt sich auf die Seite von Briten und Franzosen. Damit hatte der Krieg endgültig Ausmaße, wie sie die Welt vorher nicht gekannt hatte.

Totale Vernichtung

Ich war zehn Jahre alt, als ich das erste Mal einen echten Totenschädel sah. Knochen, über denen sich einmal das Gesicht eines jungen Mannes formte. Daneben sah ich Beckenknochen, Armknochen. Dieses Bild hat sich mir tiefeingebrannt. Es war im Ossuaire, also im Knochenhaus von Douaumont im Osten Frankreichs, nahe der Stadt Verdun. Auf dem Weg zu einem Badeurlaub an der französischen Atlantikküste hat meine Familie dort haltgemacht. Ich bin 35 Jahre später noch einmal hingefahren. Und die Schädel, die Oberschenkelknochen, die Tausende von Knochenteilen, die dort zu sehen sind, machen mich immer noch sprachlos. Die Reste von 130 000 Menschen sind im Ossuaire aufgehäuft. Man konnte ihre Leichname nicht mehr identifizieren.

Verdun. Der Name dieser Stadt steht für die grausamste Schlacht des Ersten Weltkriegs, wenn nicht überhaupt der Menschheitsgeschichte. Grausamste Schlacht – solche Superlative sind natürlich eigentlich Blödsinn. Wie soll man das messen? Ist eine Schlacht, in der 10 000 Soldaten zerfetzt, erschossen, vergast werden, weniger grausam als eine, in der 20 000 sterben? Ich lese verschiedene Schätzungen, wie viele Menschen bei Verdun im Lauf des Ersten

Weltkriegs getötet wurden: Von 420 000 ist an einer Stelle die Rede, von mehr als 500 000 an einer anderen. In jedem Fall sind es unvorstellbar viele.

Es gibt viele Statistiken über Verdun, in denen Geschehnisse beschrieben werden, die mir nicht

Schädel eines unbekanntem Soldaten



»Friendly Fire« – von der eigenen Armee getötet

Seit in Kriegen mit Kanonen und Gewehren gekämpft wird, töten die Konfliktparteien immer wieder ihre eigenen Leute. Das kann geschehen, wenn Soldaten die eigenen Truppen mit denen des Gegners verwechseln. Es kann aber auch geschehen, wenn zum Beispiel Granaten nicht an der geplanten Stelle einschlagen. In der US-Armee wurde dafür der Begriff *friendly fire* geprägt. Dieses »freundliche Feuer« hat im **Ersten Weltkrieg** besonders verheerende Schäden angerichtet. Denn bevor Soldaten aus ihren Schützengräben stürmten, wurden die Angriffe üblicherweise durch Kanonenbeschuss der feindlichen Stellungen vorbereitet. Dabei wurden oft auch die eigenen Soldaten getroffen. Der französische General **Alexandre Percin** schätzte allein bei seiner Armee die Zahl der Männer, die von den eigenen Leuten getötet wurden, auf 75 000.

in den Kopf gehen. In den am heftigsten umkämpften Teilen des Schlachtfelds sind rechnerisch sechs Granaten je Quadratmeter eingeschlagen, lese ich. Kann ich mir das vorstellen? Nein. Normale Menschen – zu denen ich mich zähle – erschrecken schon, wenn sie einen lauten Knall hören. Den Lärm von Tausenden Gewehrpatronen, Granaten, anderen Artilleriegeschossen über Stunden zu hören, über Tage und Wochen, bei jedem Knall Todesangst zu haben – das kann ich mir nicht ausmalen.

Wenn ich heute auf dem Schlachtfeld von Verdun herumlaufe, bin ich über eines wirklich verblüfft: Überall dort, wo nicht Landwirtschaft betrieben wird, sind die Spuren des Krieges noch deutlich sichtbar. Der Boden

in den Wäldern ist hundert Jahre nach dieser Schlacht immer noch eine Ansammlung von Trichtern, die Granaten gerissen haben. An einigen Stellen rund um die heutigen Gedenkstätten verhindern die Behörden, dass Bäume und Büsche wachsen. Sie wollen, dass die Trichter gut zu erkennen bleiben.

Den Krieg erkennbar machen: Das soll auch die zentrale Gedenkstätte Douaumont einige Kilometer von Verdun entfernt. Die Reihen mit Tausenden und Abertausenden von Gräbern lassen sich gar nicht mit einem einzigen Blick erfassen.

Die französischen Behörden haben in Dörfern, die komplett zerstört wurden, Markierungen in den Boden gesetzt. Dort, wo einmal die Ortschaft Douaumont war, zeigen

Die Spuren der Schlacht von Verdun sind bis heute sichtbar.



Rund 15 000 Gräber umfasst die Gedenkstätte Douaumont bei Verdun. Dazu kommen die Knochen von 130 000 Toten im »Beinhaus«.



Steine: Hier haben die Menschen am Brunnen Wasser geholt, dort sind die Kinder zur Schule gegangen, im gleichen Gebäude war das Rathaus.

Heute ist da nichts mehr. Alles macht einen ungeheuer friedlichen Eindruck. Es herrscht Stille. Der Wind weht durch die Bäume, übers Gras. Als mein Großvater ein junger Mann war, hat hier unvorstellbares Grauen geherrscht.

Ein unerträglicher Gestank muss über dem Schlachtfeld gelegen haben. Der Gestank von verfaultem Fleisch, Menschenfleisch. Viele Tote blieben ja erst einmal zwischen den Gräben liegen und fingen dort an zu verwesen. Viele wurden in kleine Stücke zerrissen. In der Gedenkstätte von Verdun sind Originalfotos in 3D ausgestellt, wie man sie sonst selten sieht. Sie zeigen, wie das ist,



Ein Gedenkstein: die einzige Spur der Schule von Douaumont

wenn ein abgerissenes Bein herumliegt, der halb verweste Oberkörper eines jungen Mannes.

Ich denke an einen Film, der mir vor ein paar Jahren zum ersten Mal eine Idee davon gegeben hat, wie das gewesen sein könnte. In »Mathilde – Eine große Liebe« aus dem Jahr 2004 sind die Soldaten keine ulkigen Schnurrbart-

träger mit lächerlichen Helmen. Es sind junge Kerle, die hoffnungslos in junge Mädchen verliebt sind. Und die Mädchen werden fast verrückt vor Angst um die Soldaten. Einer dieser jungen Männer, Manech, wird wiederum halb verrückt, als eine Granate den Freund, der gerade noch neben ihm war, zerschmettert. Sein Kamerad regnet in tausend Fetzen gerissen auf Manech herab. Fleischklumpen, Blut, Gedärm. Manech ist in diesem Moment ein einziger irrsinniger Schrei. Das war Krieg. Das ist Krieg.

Ich war 17, als ich den Roman »Im Westen nichts Neues« zum ersten Mal in der Hand hatte. Der Schriftsteller Erich Maria Remarque verarbeitet darin seine Kriegserlebnisse. Wenn ich das Buch, das im Jahr 1929 zum ersten Mal gedruckt wurde, wieder in die Hand nehme, finde ich Zeilen, die auch heute noch einfach nur schauerlich sind.

Der erste *Totale Krieg* sei zwischen 1914 und 1918 gekämpft worden,

»Haie Westhus wird mit abgerissenem Rücken fortgeschleppt; bei jedem Atemzug pulst die Lunge durch die Wunde. (...) Wir sehen Menschen leben, denen der Schädel fehlt; wir sehen Soldaten laufen, denen beide Füße weggefetzt sind; sie stolpern auf den splitternden Stümpfen bis zum nächsten Loch; ein Gefreiter kriecht zwei Kilometer weit auf den Händen und schleppt die zerschmetterten Knie hinter sich her; ein anderer geht zur Verbandsstelle, und über seine festhaltenden Hände quellen die Därme; wir sehen Leute ohne Mund, ohne Unterkiefer, ohne Gesicht; (...)«

Aus: Erich Maria Remarque: »Im Westen nichts Neues«

Ein Maschinengewehr in der Alltagssprache

Nullachtfünfzehn oder in Ziffern: 08/15 – das steht im Deutschen für »durchschnittlich«, »nichts Besonderes«. Seinen Ursprung hat dieser Begriff im Ersten Weltkrieg. 1915 wurde ein Maschinengewehr eingeführt, das diese Jahreszahl in der Typenbezeichnung trägt: das **MG 08/15**. Weit über 100 000 Stück davon wurden ausgeliefert, es war überall an der Front präsent. Die Soldaten mussten daran monotone Schießübungen absolvieren. So wurde »08/15« gleichbedeutend mit »Standard«, »langweilig«, »fade«.

lese ich in Geschichtsbüchern. In den Kriegen der Jahrhunderte und Jahrtausende zuvor sind zwar auch Städte und Dörfer vernichtet worden. Aber dass Länder ihre gesamte wirtschaftliche Energie, ihren gesamten Erfindungsreichtum einsetzen, um möglichst viele Menschen im Nachbarland zu töten, das ist zum ersten Mal ab 1914 geschehen.

Das Töten geschah auf jede nur erdenkliche Weise. Die Männer spießten sich gegenseitig lange Klingen in den Leib, so wie es 2000 Jahre zuvor schon Römer oder Germanen getan hatten. Ich finde in Datenbanken Bilder von Bajonetten, die auf Gewehre aufgesteckt wurden. Sie sehen harmlos aus, fast schön. Glänzend. Die Vorstellung, dass ein 18-jähriger Franzose einem gleichaltrigen Deutschen ein solches Ding in den Bauch rammt, lässt mich frösteln.

Flammenwerfer – klingt putzig. Sagt man manchmal, wenn jemand bei

einem Feuerzeug die Flamme besonders groß eingestellt hat. Auf einem Foto sieht der Apparat aus wie in einer Zirkusaufführung, ähnlich wie bei einem Feuerspucker. Tatsächlich sind Flammenwerfer dazu da, andere Menschen, die nur ein paar Meter entfernt sind, bei lebendigem Leib zu verbrennen. Bei der Offensive, die die Deutschen im Februar 1916 bei Verdun gestartet haben, wurden diese perversen Apparate zum ersten Mal in großem Umfang eingesetzt.

Maschinengewehre – sie sind im Ersten Weltkrieg erstmals flächendeckend zum Einsatz gekommen. Bis zu 600 Schuss in der Minute konnten sie abfeuern, zehn Kugeln in jeder Sekunde. Jede einzelne konnte einen Soldaten töten oder verstümmeln. Zum Sturmangriff losgeschickt zu werden, während auf der anderen Seite die Schüsse eines Maschinengewehrs die Luft zerreißen – ein grausiger Gedanke. Ebenso grausig:

die Vorstellung, als MG-Schütze in kürzester Zeit Dutzende oder gar Hunderte Menschen zu töten oder zu verletzen.

Giftgas – ist die Idee, durch Gas zu sterben, noch gruseliger als der Gedanke, verbrannt zu werden? Ich weiß es nicht. Senfgas hat seinen Namen, weil es wie Senf riecht. Klingt ebenfalls harmlos. Die Wirkung ist fürchterlich. Senfgas verätzt die Haut. Wenn es eingeatmet wird, zerstört es die Lungenbläschen. Phosgen schädigt die Haut nicht sonderlich, aber es zerfrisst die Lunge. Wer es einatmet, erlebt bei vollem Bewusstsein mit, wie eines seiner wichtigsten Organe zu blutig-schleimigem Matsch wird. Chlorgas ist nicht unbedingt tödlich, es reizt Lungen und Augen und soll auf diese Weise kampfunfähig machen. Deutsche, Franzosen, Briten – sie alle haben im Ersten Welt-

krieg Giftgas eingesetzt. Der Schutz, den Mauern oder Gräben bieten, lässt sich mit Gas aushebeln, meinten die Generäle. Mit Gasmasken versuchten die Soldaten, sich dennoch zu retten. Viele hatten aber keine Masken oder sie haben ihnen nichts genutzt. Auf rund 90 000 wird die Zahl derer geschätzt, die durch Giftgas gestorben sind. Den Krieg entschieden hat diese entsetzliche Waffe nicht.

Bombenkrieg – den habe es eigentlich so richtig erst im Zweiten Weltkrieg gegeben, kann man immer wieder hören. Dresden, Hamburg, Köln, Berlin, aber auch Coventry oder Rotterdam, Hiroshima – die Zerstörung durch Bomben zwischen 1939 und 1945 ist unfassbar. Doch auch im Ersten Weltkrieg haben verschiedene Länder alles getan, um gegnerischen Städ-

Das völlig zerstörte Reims im Jahr 1914



ten möglichst großen Schaden zuzufügen. Wenn ich mir Bilder der französischen Stadt Reims aus dem Jahr 1914 ansehe, dann sieht die Zerstörung nicht anders aus als auf Bildern aus Berlin oder München im Jahr 1945.

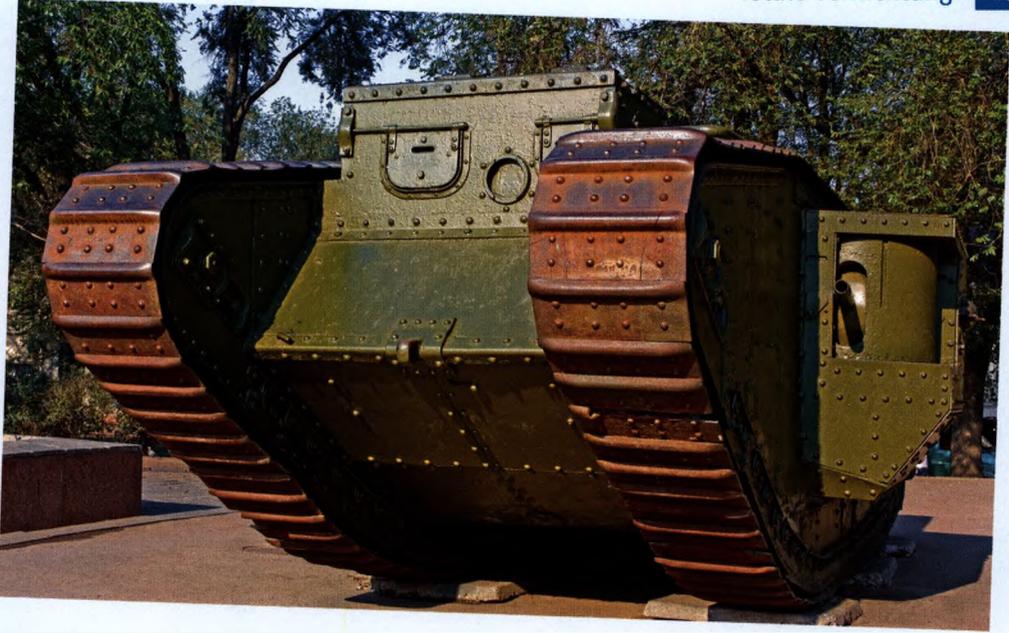
Reims wurde vor allem durch Kanonen zerstört, die die Deutschen auf dem Landweg nahe an die Stadt herangebracht hatten. Aber im Ersten Weltkrieg kam die Zerstörung zum ersten Mal auch aus der Luft. Aus Zeppelinien warfen deutsche Truppen Bomben auf das belgische Antwerpen und auf Städte in England. Die Briten versuchten, mit Bombardements in Köln oder Düsseldorf dagegegnzuhalten. Die Schäden waren weit geringer als die Zerstörungen durch den Krieg am Boden – und auch weniger verheerend als die Schäden durch Bombardements im Zweiten Weltkrieg. Doch ab 1914 war klar: Krieg bedeutet nicht mehr in erster Linie, dass Soldaten gegen



Die »Dicke Bertha« richtete verheerende Schäden an.

»Dicke Bertha« – lustiges Wort für ein grausiges Geschütz

Im Jahr 2012 war auf den Wirtschaftsseiten vieler Zeitungen von der »Dicken Bertha« zu lesen. Gemeint war, dass Politiker mit maximaler Schlagkraft gegen die **Schuldenkrise** in der Europäischen Währungsunion vorgehen wollten. Sie wollten gigantisch viel Geld in die Hand nehmen, um diese Krise zu bekämpfen. Ursprünglich war die »Dicke Bertha« eine **Kanone**, die im Ersten Weltkrieg erstmals zum Einsatz kam. 42 Zentimeter Durchmesser hatten ihre Geschosse. Das Kanonenrohr war so breit, wie der Unterarm eines Soldaten lang ist. Wer sich den ulkigen Namen ausgedacht hat, ist nicht klar. Diejenigen, auf die mit der »Dicken Bertha« geschossen wurde, haben ihn aber wohl nicht witzig gefunden. Allerdings wurden im Verlauf des Krieges nur zwölf Exemplare der Riesenkanone gebaut.



Britischer Panzer aus dem Ersten Weltkrieg

Soldaten kämpfen. Krieg bedeutet ab jetzt, das ganze Land des Gegners zu treffen und alle seine Einwohner. Totaler Krieg.

Panzer – dieses uralte deutsche Wort hat im Ersten Weltkrieg eine neue Bedeutung bekommen. Schon im Mittelalter haben Kämpfer ihren Körper mit einer Panzerung aus Metall abgeschirmt. Vorgemacht hatten es ihnen die Franzosen: Geschützt werden sollte *la panse*, der Bauch. Ab dem Jahr 1916 gaben vor allem die Briten dem Wort einen neuen Sinn. Der Panzer schloss nunmehr die Soldaten ganz ein und rollte auf Ketten übers Schlachtfeld. Die Briten selbst nannten die Apparate *tanks*. Anfangs hatten sie kaum etwas mit den rasanten Hightech-Kampfmaschinen von

heute zu tun. Tanks waren überaus langsam, fuhren gerade mal in dem Tempo, in dem ein Spaziergänger läuft. Sie waren schwerfällig, steckten oft im schlammigen Gelände Frankreichs fest. Aber sie gaben dem Kampf eine neue Qualität. Sie verbreiteten zusätzlichen Schrecken. Ein Schrecken, auf den vor allem Briten, Franzosen und Amerikaner setzten.

Maschinengewehrfeuer, Giftgas, Flammenwerfer, Kanonenbeschuss, Panzer. Was passierte mit den jungen Menschen, die all das überlebt haben? Was hat der Totale Krieg aus der Generation meines Großvaters gemacht? Der Totale Krieg, der erst nach gut 30 Jahren, am 8. Mai 1945, wirklich zu Ende ging.

Das Ende des Menschseins

»Ich fürchte mich so vor der inneren Verrohung.« So steht es in einem Brief, den Franz Blumenfeld im Oktober 1914 nach Hause schickte, rund zehn Wochen nach Kriegsbeginn. Er studierte Rechtswissenschaften in Freiburg. Zwei Monate später war er tot. Er wurde 22 Jahre alt. Er schreibt davon, dass ihn eines überrascht: Dauernd Leichen und Verwundete zu sehen, macht ihm gar nicht so viel aus. »Der Schmerz darüber ist lange nicht so stark und anhaltend, wie man sich das vor dem Krieg vorgestellt hatte.« Aber Franz ist sich bewusst, dass es dafür einen Grund gibt: Er stumpft ab. Denn zarte Gefühle, feine Gedanken eines Studenten sind an der Front nicht gefragt. Es fällt dem jungen Mann schwer, »den unglaublich rohen Ton zu ertragen, der zwischen den Leuten hier herrscht«. Es ist der Ton von Leuten, die töten und täglich damit rechnen, getötet zu werden. Franz Blumenfelds Briefe wurden in einem Sammelband veröffentlicht, der 1915 erschien und nach dem Kriegsende 1918 immer wieder neu aufgelegt wurde: Die »Kriegsbriefe gefallener Studenten« sind zum Teil auch im Internet nachzulesen.

Man konnte auch einen anderen Blick auf das Gemetzel nehmen. Einen Blick der Verrohung, vor der sich Franz Blumenfeld fürchtete. In einem Buch über die Geschichte einer Familie auf der französischen Mittelmeerinsel Korsika lese ich von jungen Korsen, die in den Krieg auf dem Festland geschickt wurden: »Sie kämpften wie die Teufel, stürmten lachend gegen die feindlichen Linien und brüllten vor Begeisterung, wenn sie mit ihren Hippen ins Fleisch der Teutonen schlugen.« Hippe – dieser Begriff war mir beim ersten Lesen genauso fremd wie der korsische Begriff, der dahintersteht: *Rustaghia*. Gemeint ist damit ein traditionelles Ackerwerkzeug der Korsen, eine große

Erziehung zur Unmenschlichkeit

Der Schriftsteller Erich Maria Remarque beschreibt in seinem Roman

»Im Westen nichts Neues« die Ausbildung junger Rekruten für den Kampf:

»Wir wurden hart, misstrauisch, mitleidlos, rachsüchtig, roh – und das war gut; denn diese Eigenschaften fehlten uns gerade. Hätte man uns ohne diese Ausbildungszeit in den Schützengraben geschickt, dann wären wohl die meisten von uns verrückt geworden. So aber waren wir vorbereitet für das, was uns erwartete. Wir zerbrachen nicht, wir passten uns an; (...)«

geschwungene Klinge, ähnlich wie eine Machete.

Der Autor dieses Buches, Gabriel Culioli, erzählt, wie sein Großonkel die *Rustaghia* benutzte, um mit den eigenen Händen Deutsche aufzuschlitzen. Ohne schlechtes Gewissen, im Gegenteil: »Jedes Mal, wenn Xavier einen *Boche* getötet hatte, ritzte er eine Kerbe in den Stiel seiner Hippe.« *Boche* – das ist ein Schimpfwort für Deutsche, das auch heute noch in Frankreich benutzt wird. Gesprochen wird es »Bosch«, hat aber nichts mit der gleichnamigen Firma zu tun. Weiter schildert der Text, wie der Leutnant seinen Soldaten ein Versprechen macht: »Wer in sechs Monaten die meisten Kerben hat, bekommt das Große Verdienstkreuz.« Der damals junge Xavier sah keine Menschen vor sich, wenn er Altersgenossen wie Franz Blumenfeld niedermetzelte und

sich hinterher eine Kerbe in den Stiel seiner *Rustaghia* ritzte.

Genauso wie der deutsche Schriftsteller Ernst Jünger keine Menschen vor sich sah, als er an der Front junge Engländer und Franzosen erschoss oder mit Handgranaten in Stücke riss. In seinem Buch »In Stahlgewittern« beschreibt er den »Vernichtungswillen«, den er als Leutnant erlebte: »Der übermächtige Wunsch zu töten, beflügelte meine Schritte.«

Vielen Frontsoldaten war bewusst, dass sie ständig in Lebensgefahr schwebten. Aber sie blendeten die Angst vor dem eigenen Tod erfolgreich aus. Der Theologiestudent Friedrich Hesse schrieb kurz vor seinem Lebensende, er fürchtete sich nicht vor dem Sterben, im Gegenteil: »Sterben müssen wir alle einmal, und einen Tod, der ehrenvoller wäre als der auf dem

Die Legende vom großen Weihnachtsfrieden 1914

Verbrüderung der Todfeinde an Heiligabend; Deutsche und Engländer, die Geschenke austauschen; Fußballspiele in der Todeszone zwischen den Schützengräben – Berichte von einem geradezu märchenhaften **Weihnachtsfrieden** viereinhalb Monate nach Kriegsbeginn kann man immer wieder lesen. Und es gibt Belege dafür, dass sich in einigen Abschnitten der Front die Feinde tatsächlich für kurze Zeit verbrüderten. Allerdings muss man vorsichtig sein, wegen solcher Berichte zu glauben, der Krieg sei doch irgendwie menschlich gewesen. Weit typischer als Texte über friedliche Weihnachten dürfte das sein, was der Soldat **Ludwig Finke** über den 24. Dezember 1914 an der Front in Belgien geschrieben hat: »Das Schreien der Verwundeten, das Pfeifen der Gewehr-kugeln, das Platzen der Granaten – eine furchtbare Weihnachtsmusik.« Ludwig Finke wurde knapp ein halbes Jahr später getötet. Er war 21 Jahre alt, als er starb.



Verbrüderungen an Weihnachten 1914 waren nur Einzelfälle.

Schlachtfelde in treuer Pflichterfüllung gibt es nicht.« Noch einen Schritt weiter ging Johannes Haas. Er studierte ebenso wie Franz Blumenfeld – und wie mein Großvater – Theologie. In einem seiner Briefe heißt es: »Es muss doch schön sein, Gott zu schauen, seine Herrlichkeit und alles, wonach ich mich mit menschlichem Unverstand sehnte und plagte, seinen Frieden. O, ich denke viel ans Jenseits, mit Freude.«

Wenn ich heute mit Kopfschütteln etwas über radikal-islamistische Selbstmordattentäter lese, muss ich ehrlicherweise feststellen: In der Generation meiner Großeltern haben die jungen Männer exakt genauso gedacht wie mancher junge Afghane, der sich vor einer Kaserne der US-Armee in die Luft sprengt. Der Tod im Kampf ist der Weg ins Paradies. Wie kamen junge Deutsche, Altersgenossen meines Großvaters, auf so einen Gedanken? Wie kamen sie so weit, dass sie mitmachten bei dem großen Gemetzel mit Bajonetten,

Maschinengewehren, Flammenwerfern, Giftgas? Was ist vorgegangen in den Köpfen der Millionen junger Männer, die im Ersten Weltkrieg aufeinandergehetzt wurden?

Ich denke, sie wurden in eine Situation geworfen, die sie verrückt machen *musste*. Heute kann jeder, der Zeuge eines schlimmen Unfalls wird, hinterher psychologische Betreuung erhalten – etwa durch ein Kriseninterventionsteam. Nur so könne man verhindern, dass ein Trauma – also eine lang anhaltende seelische Verletzung – zurückbleibt, heißt es. Die Generation meines Großvaters wurde jahrelang in ein unvorstellbares Blutbad geworfen, ohne jede psychologische Betreuung. Um nicht verrückt zu werden, verlegten sich die meisten auf die Bewältigungsstrategie »Augen zu und durch«. Oder sie trösteten sich mit der Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod.

Typisch sind Zeilen, die der Offizier Hermann Reinhold nach drei Jahren Krieg notiert hat. Nach besonders heftigen Kämpfen schrieb er an seine Familie zu Hause: »Der Krieg ist doch etwas Scheußliches. Erst schießt man mit jauchzender Freude in lebende Massen junger Menschen hinein, und je mehr blutend zusammenbrechen, desto größer ist die Begeisterung. Dann, wenn der Rausch vorbei ist, wird einem das

Elend, das man sich gegenseitig zugefügt hat, erst offenbar.« Entsetzen über die Grausamkeit erlebten also wohl die meisten Soldaten. Sie versuchten dem Schlachten aber auch immer wieder einen Sinn zu geben: als Kampf für Volk, Kaiser, Vaterland.

In Kriegsbriefen – etwa von Hermann Reinhold – lässt sich dieses Hin- und Hergerissensein immer wieder erkennen. An einer Stelle schreibt er voller Grauen über einen Volltreffer, der fünf andere Deutsche getötet hat: »Durch einen einzigen Schuss sind sie nun alle zermalmt worden. Alles ist eine unkenntliche Masse, von der man nicht weiß, wem die einzelnen Gliedmaßen gehören.« Ein paar Zeilen später schreibt er, sozusagen mit einem Schulterzucken: »Soldatenlos!« Der Offizier erzählt immer wieder von der »Ritterlichkeit« der Kämpfe. Er schildert aber auch, wie er nach Zigaretten »lechzt« und was er folgerichtig als Erstes tut, als er den Leichnam eines englischen Soldaten findet: »Sein Rucksack wird durchstöbert, und schon bin ich im Besitz von 50 ausgezeichneten Zigaretten.« Ich finde, das klingt nicht »ritterlich«. Es ist das, was man Leichenfledderei nennt.

Viele Soldaten kamen mit der Schizophrenie von »Ritterlichkeit« und Gemetzel nicht zurecht. Sie drehten komplett durch. Das englische Wort

für Granate – *shell* – prägte das Krankheitsbild des *shell shock*. Soldaten, die daran litten, zitterten tagelang, wochenlang, monatelang. Sie waren für ein normales Leben nicht mehr zu gebrauchen. In Deutschland wurden sie mitunter *Schüttler* genannt. Allein bei der britischen Armee wurde an rund 80 000 Soldaten ein *shell shock* festgestellt. In den Armeen aller kriegsführenden Länder zusammen müssen es Hunderttausende gewesen sein. Ihnen zu helfen, sah kaum jemand als seine Aufgabe. Oft galten sie als Simulanten.

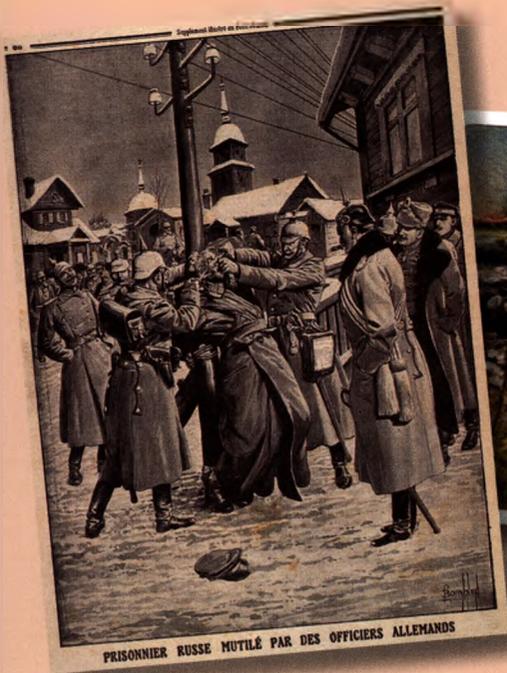
Die Frage, ob Soldaten im Kampf geistig gesund bleiben können, stellte sich im Ersten Weltkrieg niemand. Im Gegenteil. Ihre Psyche wurde auf ein Verhalten getrimmt, das in Friedenszeiten als krankhaft und wahnsinnig gilt: aufs Niedermetzeln mög-

lichst vieler anderer Menschen, egal mit welchen Mitteln. Und den Völkern auf allen Seiten wurde ständig eingebläut: Der Feind ist ein Monster, das vernichtet werden muss. Das war die Kernbotschaft der staatlichen Stellen auf sämtlichen Seiten.

So gut wie alles, was über den Krieg veröffentlicht wurde, war *Propaganda*. Es ging nicht darum, die Bevölkerung ausgewogen über die Kämpfe zu informieren. Das Ziel war, die Menschen auf den Krieg einzuschwören. Wenn ich mir Plakate oder Postkarten aus dem Ersten Weltkrieg anschau, sehe ich verschiedene Methoden, wie die Propaganda-Botschaften transportiert wurden. Da wurde der Gegner beispielsweise als wahnsinniges Ungeheuer dargestellt, das es zu zerstören gilt. Etwa der *mad brute* mit deutscher Pickelhaube auf einem

Ein besonderes Beispiel für die Verrohung durch den Krieg: Adolf Hitler

Zu denen, die durch den Krieg verroht und abgestumpft wurden, dürfte **Adolf Hitler** gehören. Der Mann, der die Völker Europas in eine beispiellose Katastrophe stürzte, erlebte kurz nach Kriegsbeginn **mörderische Kämpfe**. Die Verluste des Regiments, in dem er kämpfte, werden auf 70 Prozent beziffert. Der Historiker Ian Kershaw schreibt dazu: »Von jetzt an war der Tod sein täglicher Begleiter. Er immunisierte ihn vollkommen gegen irgendwelche Empfindlichkeit gegenüber menschlichem Leiden. Kämpfen, Überleben und Sieg: Das war alles, was zählte.«



Ein französisches Propaganda-Bild: Deutsche zerschneiden einem russischen Gefangenen das Gesicht.

Plakat, das in den USA dazu aufrief, sich zur Armee zu melden.

In einer französischen Propaganda-Illustration sehe ich eine weniger plumpe Aufforderung, gegen die Deutschen zu kämpfen. Dort ist zu sehen, wie deutsche Soldaten grinsend einem russischen Soldaten das Gesicht zerschneiden. Ich finde dieses Bild doppelt schlimm. Zum einen, weil ich vermute, dass es mitunter tatsächlich so zugegangen ist an der Front. Zum anderen, weil dieses Propaganda-Bild den Zweck hatte, jungen Franzosen klarzumachen: Es ist nur gerecht und in Ordnung, wenn ihr den *Boches* die Klagen eurer Bajonette in den Bauch rammt oder sie mit Giftgas einnebelt, das ihre Lungen zerfrisst.



Brennende Häuser zurückzulassen, gehörte zum »tapferen« Kampf.

Beklemmend finde ich auch eine deutsche Postkarte, die »unsere tapferen Truppen im Osten« zeigt. Wie selbstverständlich ist zu sehen, dass russische Häuser niederbrennen. Was das mit Tapferkeit zu tun haben soll, hat sich offenbar kaum jemand gefragt.

Andererseits muss man sich auch klarmachen: Es waren nicht erst die Nazis, die ein ganzes Volk zum Militarismus und zum Fremdenhass zu erziehen versuchten. Darauf wurden die Deutschen schon im Kaiserreich eingeschworen. Auf einer Kriegspostkarte aus dem Jahr 1915 sehe ich, wie ein niedlicher deutscher Junge sein Gewehr mit Bajonett-Klinge gegen zwei andere Jungs in morgenländischer Kleidung richtet. »Hände hoch! Ergebt Euch!«, steht in der alten Sütterlin-Schrift darunter. Dass



Propaganda zeigte den Krieg als Kinderspiel.

ein bajonett-besetztes Gewehr dazu da ist, seinen Gegner wahlweise zu erschießen oder aufzuspießen, steht nicht dabei. Stattdessen werden gleich zwei Botschaften transportiert: Bra-
 v-er deutscher Junge besiegt blöde gu-
 ckende Feinde. Und der Feind setzt
 auch noch komisch gekleidete Sol-
 daten aus seinen Kolonien ein, etwa
 aus Nordafrika. Eine ordentliche Pri-
 se Rassismus steckt also gleich mit in
 der Botschaft dieser Karte.

Putzige Kinder auf Propaganda-
 Postkarten – diese Idee fand man
 auch bei Deutschlands Gegnern er-
 folgversprechend. Ich habe eine in
 England gedruckte Karte in meiner
 Schreibtischschublade. Darauf ist ein
 Junge zu sehen, so klein, dass er nicht
 mal sauber sprechen kann. In putzi-
 gem Kinder-Französisch sagt er: »Ze
 n'ai pas peur des Boches!« statt »Je
 n'ai pas ...« Und weil er keine Angst
 vor den *Boches*, also vor den Drecks-



Der Gegner als Puppe, die man gerne köpft

Deutschen, hat, schlägt er ihnen die
 Köpfe ab.

Eine weitere Postkarte zeigt mir
 einen besonderen deutschen Pro-
 paganda-Humor, wie er im Ersten
 Weltkrieg verbreitet wurde. Da ist
 ein Gedicht auf die Geschosse der
 Großkanone »Dicke Bertha« zu le-
 sen (siehe auch das Kapitel »Totale
 Vernichtung« auf S. 58):

*Lieb Vaterland magst ruhig sein
 Wenn deutsche Brummer
 schlagen ein
 Ob Franzmann, Belgier,
 Britt' und Russ'
 Sie flüchten schon
 beim ersten Schuss
 Wenn deutsche
 Brummer dröhnen!*



Propaganda-Karten verniedlichten tödliche Waffen.

Aber nicht nur Propaganda gehört damals wie heute zum Krieg, sondern auch noch etwas anderes: Drogen. Um nicht verrückt zu werden und um die eigene Angst zu betäuben, kommt im Krieg alles zum Einsatz, was sich halbwegs problemlos beschaffen lässt – seit Jahrhunderten und Jahrtausenden. Die Soldaten des Ersten Weltkriegs rauchten, was die Lungen aushielten. Tabak ist zwar nicht so berauschend wie das Haschisch, das amerikanische Soldaten im Vietnamkrieg kiffen. Aber jeder Raucher weiß: Wer in einer Stress-Situation eine halbe Packung wegqualmt, dem geht es gleich ganz anders. Oder wie es der Offizier Hermann Reinhold in seinen Kriegsbriefen schreibt: Er nimmt auf dem Schlachtfeld 50 Zigaretten aus dem Rucksack eines toten Engländer, »und nun wird gepafft, eine nach der anderen«.

Alkohol gehörte zum Kriegsalltag.



Wichtiger aber waren Bier, Wein und vor allem Schnaps. Auf einer Zeitungsanzeige aus dem Jahr 1915 sehe ich, wie deutsche Soldaten neben einem ganzen Stapel von Kisten mit Weinbrandflaschen stehen. Die Männer sollten Wasser nicht pur trinken, entnehme ich der Anzeige – sondern es mit Weinbrand vermischen. Der macht das Wasser »bekömmlich, wohlschmeckend, erfrischend«. Was nicht dabeisteht: Der Schnaps macht die Soldaten auch besoffen genug, um das nächste Bombardement zu ertragen. Oder auch das Warten auf Bombeneinschläge. Oder er berauscht sie, damit sie sich besinnungslos ins Töten stürzen. Der Schriftsteller Ernst Jünger beschreibt in seinem Buch »In Stahlgewittern«, wie sich Soldaten

zielstrebig betranken: »Die gefüllte Feldflasche machte stetig die Runde.« Der Schnaps half ihnen, sich voller Raserei in den Kampf zu stürzen: »in einer Mischung von Gefühlen, hervorgerufen durch Blutdurst, Wut und Alkoholgenuss.«

Eines ist also sicher: Viele von denen, die in den Ersten Weltkrieg zogen, hatten schon vorher – nach heutigen Maßstäben – eine nicht ganz gesunde Psyche. Die Propaganda, der Militarismus, der Rassismus, der Chauvinismus, mit dem sie aufgewachsen waren, hatte sie völlig verhetzt. Sie waren freiwillig bereit, andere Menschen zu töten. Und man darf davon ausgehen, dass so ziemlich jeder, der den Krieg überlebt hat, mit einem großen psychischen Schaden zurückgekommen ist.

Bei den deutschen Soldaten wurde dieser psychische Schaden noch verschärft. Denn sie kamen als Verlierer nach Hause. Sie hatten ihr Leben riskiert, ihre körperliche und geistige Gesundheit. Das taten sie aus einem Grund: Sie wollten ihr deutsches Vaterland zum Sieg bringen, es größer machen. Am Ende war dieses Land aber der Besiegte. Und es war in jeder Hinsicht kleiner. Deutschland verlor ein Zehntel seiner Fläche. Und der Krieg warf das Land wirtschaftlich zu Boden.

So lässt sich leichter verstehen, warum Deutschland erst lange nach 1918

wirklich zu einem Frieden fand, der diesen Namen verdient. Millionen Soldaten kamen nach Hause, die Gewalt und Töten nach jahrelangem Kampf für etwas völlig Normales hielten. Also machten viele von ihnen damit weiter. Die Zeiten der Weimarer Republik und die angeblich »goldenen« Zwanziger waren keine friedlichen Jahre. Da gab es immer wieder bürgerkriegsähnliche Kämpfe, Schlachten, politische Morde (siehe auch die Kapitel »Der kurze Winter der deutschen Revolution« auf S. 104 und »Der dumme Traum vom großen Land« auf S. 112). Ab 1933 gewann dann eine politische Richtung in Deutschland die Oberhand, die sich absolut skrupellos auf Gewalt stützte. Das lässt sich auch damit erklären, dass die Unmenschlichkeit, die ab 1914 entfesselt wurde, weiterhin nachwirkte. Der Abschnitt des »Zweiten Dreißigjährigen Krieges«, der von 1939 bis 1945 Europa verwüstete, brachte für Millionen Menschen neue, kaum vorstellbare Traumatisierungen durch Gewalt.

Direkt spürt man heute nur noch wenig davon, dass vor gar nicht langer Zeit mehrere Generationen in Deutschland und Europa von einem Gewalt-Trauma ins nächste taumelten. Aber tief unter der Oberfläche wirkt dieses Trauma fort, glaube ich. Auch wenn es einem nicht laufend



Propaganda und Kitsch zugleich

ins Auge springt. Nur ein – vermeintlicher – Trost wurde den Menschen zugesprochen, die Gewalt an anderen verübten, die selbst Gewalt erlebten, die zu Millionen starben. Gewalt sei heldenhaft, hieß es. Der gewaltsame Tod sei ein Heldentod. Eine Postkarte aus dem Ersten Weltkrieg zeigt, wie ein hübsches Mädchen in Rot-Kreuz-Uniform einen sterbenden Soldaten tröstet.

*Mit Gott für Kaiser und Vaterland.
Ein letzter Liebesdienst von milder Hand
Und bleiche Lippen beten ohne Klagen:
Gott schütze dich, du liebes, deutsches Land!
Ein treues Herz hat aufgehört zu schlagen.*

Das also war die psychologische Unterstützung, die Millionen traumatisierter Menschen erhielten: Man sagte ihnen, das Leid, das sie erlitten und erlebt hatten, machte sie zu Helden. Heldentum – das klingt heute fern. Aber irgendeine Bedeutung muss das Wort haben. Oder zumindest vor gar nicht langer Zeit gehabt haben.

Was ist ein Held?

»Für der Heimat Not euer Heldentod.« Diesen Spruch konnte ich neun Jahre lang jeden Schultag lesen. Der Heldentod, von dem da die Rede ist, traf Schüler und Lehrer aus meiner Geburtsstadt Rothenburg ob der Tauber. Als ich auf die Schule ging, hatte das Gymnasium gerade ein recht modernes Gebäude bezogen. In seine Wände eingemauert waren zwei Gedenktafeln, die in den früheren, älteren Schulgebäuden auch schon zu sehen gewesen waren. Listen mit Toten des Ersten und des Zweiten Weltkriegs und darüber ein kurzes Gedicht:



Gedenktafel im Gymnasium Rothenburg

Ich fand diese Tafeln immer irgendwie komisch. Dass das Wort »Strauss« ein altertümlicher Begriff für »Kampf« ist, habe ich erst nach einiger Zeit kapiert. Aber das passte ja zu der eigenartigen Frakturschrift, in der die Namen von Schülern und Lehrern in den Stein gemeißelt sind. Dass das Schüler wie ich waren, die vielleicht noch vor dem Abitur in Frankreich, Belgien oder Russland krepieren sind, ist mir erst viel später bewusst geworden. Als ich selbst längst kein Schüler mehr war.

Ich denke, ich habe mich auch deshalb nicht für diese Schüler interessiert, weil ich mit dem Begriff »Held« nichts anfangen konnte. Ein bescheuertes Konzept, fand

ich. Total albern. Nur *einen* Helden des Ersten Weltkriegs fand ich als Schüler interessant – und auch heute noch. Vor allem fand ich diesen Helden witzig: den Hund Snoopy aus der Comic-Serie *Peanuts*, wenn er sich vorstellt, er wäre ein britischer Kampfflieger des Ersten Weltkriegs. Er sitzt auf seiner Hundehütte, doch für ihn ist sie ein Jagdflugzeug vom Typ *Sopwith Camel*. Und Snoopy ist der ehrgeizige Gegenspieler des »Roten Barons«.

Der »Rote Baron« – so wurde Manfred Freiherr von Richthofen genannt. Von seiner leuchtend rot gestrichenen Propellermaschine aus habe er mehr als 80 englische Flugzeuge abgeschossen, heißt es. Damit erzielte er mehr Abschüsse als jeder andere Kampfflieger im Ersten Weltkrieg. Tolle Leistung, denkt man da sofort.

Aber zu einer solchen Statistik gehört auch: Allein durch seine Abschüsse hat der »Rote Baron« 75 Menschen getötet. Dazu kommen viele weitere, die bei Bombenangriffen und MG-Attacken Richthofens gestorben sind.

In einem Buch, in dem Richthofen sein Leben schildert, schreibt er davon, wie er und sein Co-Pilot mit dem Maschinengewehr in eine Gruppe russischer Soldaten hineinschossen: »Wir hatten einen wilden Spaß daran.« Menschen und Häuser aus der Luft mit Sprengsätzen zu bewerfen, machte ihm ebenfalls einfach Freude, schreibt Richthofen: »Ich habe sehr gern Bomben geworfen.« Keine Spur von Mitleid mit den Menschen, die er tötete. Kein Hauch von Nachdenklichkeit über den Sinn des Gemetzels. Wobei man sich klarmachen muss: Richt-

Nachbau eines Flugzeugs,
wie es der »Rote Baron« flog



hofen konnte genau sehen, was er mit Maschinengewehr und Bomben anrichtete. Er flog bei Tag, hielt sein Flugzeug meist weit niedriger über seinem Ziel, als es Piloten etwa im Zweiten Weltkrieg taten. Und das soll ein Held gewesen sein? Ich würde eher sagen: Dieser Mann war ein Killer. Und Richthofen war ein übler Rassist. Als eine Gruppe von Russen, auf die er schießt, in Panik auseinanderrennt, fällt ihm dazu nur Folgendes ein: »Solche halbwillden Völkerstämme wie die Asiaten haben noch viel mehr Angst als die gebildeten Engländer.«

Trotzdem galt Richthofen als Vorbild, er gilt bis heute als Held. Sogar seine Gegner brachten dem »Roten Baron« eine Art Heldenverehrung

entgegen. Als die Briten am 21. April 1918 Richthofens Flugzeug abschossen, beerdigten sie den toten Piloten »mit vollen militärischen Ehren«, heißt es in einer Mitteilung der britischen Armee.

Um ein Held zu werden, musste man im Ersten Weltkrieg aber nicht so viele Menschen töten, wie es Manfred von Richthofen getan hat. Ein Held wurde jeder allein schon durchs Sterben. Wenn ich ein paar Hundert Meter von meinem Haus im Münchner Ortsteil Fürstenried am Krieger-Ehrenmal vorbeikomme, lese ich über einer langen Liste von Namen: »Den gefallenen Helden – Die dankbaren Einwohner«.

In anderen Ländern genügt es sogar, einfach nur beim Kampf dabei gewesen zu sein, um als Held zu gelten. Kriegsteilnehmer in England erhielten eine *Victory medal*, auf der die Worte stehen: »The Great War for Civilisation«. Und wer einen Großen Krieg für die Zivilisation gekämpft hat, der konnte sich ja wohl als Held fühlen.

In Ostfrankreich finde ich an der Stelle, wo früher die Ortschaft Douaumont lag, eine gar nicht

Kriegerdenkmal im Münchner Stadtteil Fürstenried



so alte Tafel. Sie wurde im Jahr 2006 angebracht, um an den 90. Jahrestag des Höhepunkts der Schlacht nahe der Stadt Verdun zu erinnern: »En hommage aux héros de la bataille de Verdun« - »Zur Ehre der Helden der Schlacht von Verdun«. Was ich über zerfetzte Menschenleiber, verschlammte Gräben voller Wasser und Ratten gehört habe, lässt mich zweifeln, ob in Verdun viel Heldenhaftes geschehen ist.

Aber wenn ich ehrlich bin, muss ich zugeben: Ganz so fern, wie mir die Sache mit dem Heldentum heute vorkommt, war sie mir nicht immer. Ich hatte früher auch durchaus romantische Fantasien vom heldenhaften Kampf. Als ich 15, 16 Jahre alt war, bewunderte ich Guerillakrieger, die mit dem Gewehr im Dschungel gegen lateinamerikanische Diktatoren kämpften. Ich sammelte an meiner Schule Geld für die Kampagne »Waffen für El Salvador«. Die Guerilleros in dem mittelamerikanischen Land sah ich als Nachfolger von Che Guevara. Der Argentinier, der in Kuba die Revolution gegen den Diktator und Menschen-Schlächter Batista anführte, war für mich ganz klar ein Held.

Ich wäre nicht so weit gegangen wie Tamara Bunke. Sie wuchs in der Deutschen Demokratischen Republik auf, ging aber 1961 nach Latein-



Helden-Gedenktafel bei Verdun

amerika, um dort mit Leuten wie Che Guevara zu kämpfen. »Tania la Guerrillera« nannte man sie dort. Wie Che Guevara wurde sie 1967 getötet. Starb Tamara Bunke einen heldenhaften Tod? In der früheren DDR wurde sie als Heldin verehrt. Zahlreiche Schulen wurden nach ihr benannt. Nach 1990 erhielten diese Schulen dann andere Namen. Denn die Vorstellungen, wer als heldenhaft gelten darf, waren und sind im wiedervereinten Deutschland ganz anders als in der DDR (siehe auch das Kapitel »Der kurze Winter der deutschen Revolution« auf S. 104).

Inzwischen frage ich mich, was in Leuten wie Tamara Bunke oder Che Guevara vorgegangen sein mag, wenn sie auf andere Menschen schossen. Ob sie das Gleiche dachten, was wohl die meisten Soldaten quer durch die Jahrhunderte dachten und denken? »Es ist gut und gerecht, wenn ich den

anderen töte. Und wenn ich nicht ihn umbringe, bringt er mich um.« Ob Tamara und Che manchmal sogar den Kitzel der Gefahr genossen haben – so wie man gerade als 16-, 17- oder 18-Jähriger manche gefährliche Situation einfach *geil* findet? So wie das »Fliegerass« Manfred von Richthofen immer wieder vom »Nervenkitzel« berichtete, den er beim Abschießen anderer Kampfflieger empfand? Der Kampf als Wirklichkeit gewordenes Ego-Shooter-Spiel?

Als ich vor einigen Monaten durch Kuba gefahren bin, stieß ich an allen Ecken und Enden auf Denkmäler zu Ehren des großen Helden Che Guevara. Sein Bild ist überall zu sehen, selbst auf Geldscheinen. Wesentlich anders als die Verehrung, die man früher in Deutschland Kriegshelden entgegenbrachte, kommt mir das inzwischen auch nicht mehr vor. Und ein Propagandaspruch, der in Kuba immer wieder zu lesen ist, lässt mich etwas frösteln: »Patria o muerte« – »Vaterland oder Tod«. Das klingt arg so, wie es früher auch mal in Deutschland geklungen hat.

Egal ob europäische Kriegshelden oder lateinamerikanische Revolutionshelden – inzwischen tue ich mich mit der Idee des Heldentums schwer. Eher kann ich mich dem anschließen, was der Schriftsteller Kurt Tucholsky schon bald nach



In Kuba wird Che Guevara als Held verehrt.

dem Ende des Ersten Weltkriegs geschrieben hat. 1925 veröffentlichte er einen Text, in dem er sich über Gedenktafeln in französischen Dörfern ärgert. Er fand:

*Uns fehlen andere Tafeln.
Uns fehlt diese eine:
Hier lebte ein Mann,
der sich geweigert hat,
auf seine Mitmenschen
zu schießen.
Ehre seinem Andenken!*

Es hat lange gedauert, bis tatsächlich Denkmäler mit solchen Inschriften errichtet wurden. In-

zwischen gibt es in einer ganzen Reihe von Städten Gedenkstätten für Deserteure und Befehlsverweigerer. In Köln, Bremen, Potsdam, Ulm, Hannover, Göttingen – die Liste ist nicht vollständig.

Sich als Soldat zu weigern, »auf seine Mitmenschen zu schießen«, wie es Kurt Tucholsky formulierte, ist allerdings keine einfache Entscheidung. Im Ersten Weltkrieg galt, was in allen Kriegen gilt: Wer nicht mitmacht, steht schnell im Ruf, ein Feigling zu sein. Einer, der die Kameraden im Stich lässt. Und wer als Soldat Befehle verweigert oder von der Truppe abhaut, geht ein großes Risiko ein. Auf Fahnenflucht stehen

auch heute noch Gefängnisstrafen. In den Zeiten früherer Kriege wurde sogar die Todesstrafe verhängt. Wie viele Befehlsverweigerer oder Deserteure es im Ersten Weltkrieg insgesamt gab und wie viele bestraft wurden, darüber sind keine zuverlässigen Zahlen überliefert.

Verschiedenen Schätzungen zufolge sind zum Beispiel 30 000 britische Soldaten vor ein Kriegsgericht gekommen, rund 300 wurden hingerichtet. Für die deutsche Armee gibt es Schätzungen, wonach insgesamt rund 130 000 Soldaten vor ein Kriegsgericht gestellt wurden – wie viele Todesurteile vollstreckt wurden, ist nicht bekannt. Die Zahl der deutschen Kriegsgerichtsverfahren klingt erst einmal hoch. Wenn man jedoch überlegt, dass rund 13 Millionen Männer für die deutsche Armee *mobilisiert* waren, dann wollte offenbar nur ein Prozent davon nicht mitmachen.

Dabei wurden nicht nur Befehlsverweigerung oder Desertion bestraft, sondern auch andere Methoden, um sich dem Kampf zu entziehen. Auch wer versuchte, sich auf eigene Faust dem Gegner zu ergeben, ohne dass ein Offizier eine entsprechende Entscheidung getroffen hatte, konnte vor ein Kriegsgericht kommen. Ebenfalls unter Strafe stand die sogenannte »Selbstverstümmelung«. Wer sich etwa selbst ins Bein oder in die Hand

Denkmal für den unbekanntem Deserteur



Mit 17 Jahren zur Armee – mit 19 Jahren hingerichtet

Thomas Highgate gilt als der erste britische Soldat, der während des Great War wegen **Fahnenflucht** erschossen wurde. Sein Fall wird im Buch »Shot at Dawn« geschildert. Thomas hatte sich im Jahr 1913 als 17-Jähriger zur Armee gemeldet. Zwei Wochen nach Beginn der Kämpfe in Nordfrankreich desertierte er. Auf die Frage, warum er die Truppe verlassen habe, antwortete er: »Ich will da raus.« Am 6. September 1914 wurde Thomas Highgate vor ein **Kriegsgericht** gestellt, zwei Tage später wurde er erschossen. Er war 19 Jahre alt.



Thomas Highgate wurde als Deserteur erschossen.

schoss, um nicht mehr kämpfen zu können, dem drohte das Kriegsgericht.

Die Zweifel am Sinn des Krieges waren irgendwann so groß, dass es kurz vor dem offiziellen Waffenstillstand in den meisten Armeen massenhafte Desertionen gab. In der deutschen Armee, aber auch bei den Österreichern oder Italienern setzten sich die Soldaten von 1918 an zu Zig- und Hunderttausenden ab. Die Streitkräfte lösten sich in manchen Regionen einfach auf. Weil die Kämpfe bald danach ohnehin beendet waren, interessierte sich allerdings in vielen Fällen niemand mehr dafür, ob die Soldaten gegen ihre Pflichten verstoßen hatten.

Krieg als Geschäft

Die reichste Frau Deutschlands, Susanne Klatten, ist nicht viel älter als ich. Und wir haben noch etwas gemeinsam. Für ihren Großvater war – ebenso wie für meinen – der Erste Weltkrieg ausgesprochen bedeutsam für sein weiteres Leben. Er hat während dieser Zeit die Grundlage dafür geschaffen, dass Susanne Klatten heute Milliardärin ist. Dieser Großvater hieß Günther Quandt. Er war der Begründer eines Industrie-Imperiums, dessen Kern heute die BMW AG ist. Weil Susanne Klatten einen großen Teil der Aktien von BMW besitzt, gilt sie als reichste Deutsche. Auf rund neun Milliarden Euro wurde ihr Vermögen zuletzt geschätzt. Auch ihre Mutter und ihr Bruder, die ebenfalls einen beträchtlichen Teil des Quandt-Erbes übernommen haben, stehen auf der Liste der reichsten Deutschen ganz weit oben.

Susanne Klattens Großvater hat den Reichtum der Familie während des Ersten Weltkriegs nicht mit der Produktion von Waffen begründet. Er hat auch keine Motoren für Militärfahrzeuge bauen lassen. Günther Quandt war Textilfabrikant. Er hatte sich auf Uniformen spezialisiert, er belieferte unter anderem das Rote Kreuz. Vor allem aber ließ er in seinen Fabriken Uniformen für das deutsche Militär schneidern. Auch das war ein gutes Geschäft.

Jeder Krieg hat ein Doppelgesicht: Er stürzt Menschen in Armut, macht aber andere reich. Krieg vernichtet nicht nur Menschenleben, sondern auch Gebäude, Straßen, Felder, Fabriken, deren Wert sich in Geld messen lässt. So wurden allein in Frankreich rund 600 000 Häuser ganz oder teilweise zerstört. Außerdem 20 000 Fabriken und Werkstätten, 6500 Schulen und mehr als 50 000 Kilometer Straßen und Wege. Von den Gebieten Galizien und Bukowina im heutigen Polen und Weißrussland heißt es,



Gruß von der Front: Bild des zerstörten französischen Ortes Hattonville

dass allein dort 124 000 Wohnhäuser und 220 000 Bauernhäuser als Ruinen zurückblieben. Insgesamt geht die Zahl der Häuser, die im Ersten Weltkrieg zerstört wurden, also wohl in die Millionen.

Gleichzeitig sorgt ein Krieg aber auch dafür, dass bei bestimmten Menschen eine Menge Geld ankommt: bei denen zum Beispiel, die das Material für die Kämpfe liefern. So kommt der Autor Rüdiger Jungbluth in einem Buch über die Unternehmerfamilie Quandt zu dem Ergebnis: »Nur wenige Menschen in Deutschland profitierten vom Ersten Weltkrieg in dem Maße wie der Uniformfabrikant Günther Quandt.« Später dann konzentrierte sich Günther Quandt, und vor allem seine Erben, auf andere Industriezweige, etwa den Autobau. BMW betreibt heute keine Uniformfabriken. Aber wenn ich in München an der Konzernzentrale vorbeifahre, kann ich feststel-



Das Fundament des BMW-Konzerns reicht bis zum Ersten Weltkrieg.

len: Das wirtschaftliche Fundament des imposanten BMW-Hochhauses wurde im Ersten Weltkrieg gelegt.

Etliche Firmen tragen heute noch die Namen von Unternehmerfamilien, ohne deren Produkte der Erste Weltkrieg nicht denkbar gewesen wäre. Der heutige ThyssenKrupp-Konzern ist durch den Zusammenschluss zweier Unternehmen entstanden, die in diesem Krieg besonders viel Umsatz machten. Krupp war 1811 von Friedrich Krupp gegründet worden, im Jahr 1867 hatte August Thyssen seinen Start als Fabrikbesitzer. Im Jahr 1914 prägten die von diesen beiden Männern gegründeten Firmen die deutsche Stahl- und Metallindustrie. Und sie wurden zu wichtigen Lieferanten für die Kriegsmaschinerie.

Thyssen stellte Metallhüllen unter anderem für Granaten her, lie-

ferte aber auch Tausende Kilometer Gleise. Hier zeigte sich noch einmal eine neue Qualität der Kriegsführung: Deutsche Soldaten und Waffen wurden erstmals in großer Zahl mit der Bahn bis direkt an die Front gebracht. Das Gleisnetz dafür musste neu gebaut werden, mit Lieferungen von Thyssen. Krupp war in der Produktion von Waffen ganz vorn mit dabei. Neben der verheerenden Großkanone, die als »Dicke Bertha« bekannt wurde (siehe auch das Kapitel »Totale Vernichtung« auf S. 58), baute Krupp auch das sogenannte »Parisgeschütz«. So wurde eine Kanone genannt, deren Geschosse 130 Kilometer weit fliegen konnten, von der Front bis nach Paris. Wenn man eine solche Kanone in Würzburg aufbauen würde, könnte man damit Frankfurt am Main beschießen. Man könnte damit von Wittenberg aus Granaten in Berlin einschlagen lassen oder von Bremen aus Häuser in Hamburg zerstören.

Am »Parisgeschütz« zeigt sich, wie sehr auch deutsche Ingenieure ihren Erfindergeist und Eifer in die Entwicklung neuer Waffen für den Krieg steckten. Damit die Geschosse ihre enorme Reichweite erlangten, mussten sie extrem hoch hinaufgeschossen werden. Sie flogen bis auf eine Höhe von 40 Kilometern. Es war das erste Mal, dass der Mensch etwas so hoch über den Erdboden hinaufschickte, bis in die Stratosphäre. Das geschah jedoch nicht im Dienst der Forschung, sondern es ging um Zerstörung. Eines der Geschosse traf am 29. März 1918 eine Kirche in Paris. Die Liste der Toten umfasst 91 Namen. Sie starben während eines Oster-Gottesdienstes. Ich lese den Namen von Elisabeth Bastin, sie war 16 Jahre alt, als das deutsche »Parisgeschütz« sie tötete. Yvonne Cunningham und Marguerite Cunningham waren 18 und 20, zwei Schwestern, vermute ich.

Die Waffenproduktion kurbelte den Umsatz von Krupp rasant

Das »Parisgeschütz« feuerte 130 Kilometer weit.



an. Er stieg während des Krieges um das Fünffache. Die Aufträge der deutschen Regierung waren für Krupp nach Ansicht des Historikers Harold James »äußerst vorteilhaft«. Fabriken wie die von Thyssen und Krupp, aber auch Handelsbetriebe oder Bauernhöfe standen allerdings vor einem Problem: Von Monat zu Monat wurden mehr Männer an die Front geschickt. Viele von ihnen kamen nicht zurück oder wurden im Kampf zu Krüppeln. Als Folge übernahmen Frauen immer mehr Aufgaben, die vorher den Männern vorbehalten waren. Der Krieg trug also etwas dazu bei, dass Frauen aus der Rolle als gehorsames Heimchen am Herd herauskamen, die bis dahin in vielen Haushalten üblich war.

Die Lücke bei den Arbeitskräften wurde aber auch mit Kriegsgefangenen gestopft. Sie wurden in allen Ländern, die am Krieg beteiligt waren, gezwungen, in Fabriken, in der Landwirtschaft oder auch im Bergbau zu arbeiten. Auch Zivilisten mussten in besetzten Gebieten gegen ihren Willen für die neuen Machthaber arbeiten. Es gibt Berechnungen, wonach im Jahr 1917 in Deutschland Zwangsarbeiter mehr als 15 Prozent aller Beschäftigten ausmachten. Über Russland gibt es Statistiken, nach denen in den Eisenbergwerken zeitweise 60 Prozent der Belegschaft unter Zwang gearbeitet haben.

Die heutige ThyssenKrupp AG schreibt in ihrer eigenen Darstellung der Firmengeschichte auch über die Zwangsarbeiter. Es wird nicht näher darauf eingegangen, wie schlecht die Lebensbedingungen dieser Menschen meist waren. Die Firmenleitung betont hingegen sehr deutlich, dass der Krieg dem Unternehmen weit mehr geschadet als genutzt habe. So habe das Geld, das in den Bau von Waffenfabriken gesteckt wurde, ab 1918 kaum noch einen Nutzen gebracht. Denn das besiegte Deutschland durfte nur noch wesentlich weniger Waffen herstellen als vor dem Krieg. Tatsache aber ist: Die ThyssenKrupp AG, die heute zu den größten Stahlkonzernen der Welt gehört, geht auf Vorläuferfirmen zurück, die während des Ersten Weltkriegs gigantische Umsätze gemacht haben. Ruiniert worden sind Thyssen und Krupp durch den Krieg also nicht.

Der Reichtum, dessen Grundlagen damals gelegt wurden, lässt sich beim ThyssenKrupp-Konzern heute nur noch mit Mühe einzelnen Millionären oder Milliardenären zuordnen. Das Geld, das hinter ThyssenKrupp steht, ist weitgehend anonym. Bei den Brüdern Werner, Peter und Thomas Diehl ist es leichter, Namen mit dem Reichtum durch Waffenproduktion zu verbinden. Die Brüder Diehl stehen auf den Listen, die die reichsten Deutschen aufzählen,

immer recht weit oben. Ihr Vermögen wird auf über zwei Milliarden Euro geschätzt. Ihr Geld verdienen die Diehls mit einem Konzern, der derzeit zu den größten Waffenproduzenten Deutschlands und auch der Welt gehört. Angefangen hat die Rüstungsproduktion bei Diehl im Ersten Weltkrieg.

Nicht nur Uniformlieferanten oder Firmen aus der Stahl- und Metallbranche haben vom Krieg profitiert. Die Bayer AG, die heute zu den weltweit wichtigsten Konzernen im Bereich Chemie und Arzneimittel gehört, lieferte Giftgas für die deutsche Armee, außerdem Grundstoffe zur Herstellung von Sprengstoff. Auch der heute größte Chemiekonzern der Welt, BASF, hat ähnliche Produkte hergestellt. Es gibt Berechnungen, wonach BASF im letzten Kriegsjahr 78 Prozent des Umsatzes mit Gütern machte, die im Kampf eingesetzt wurden. Auch diese Konzerne erklären beim Rückblick auf ihre Firmengeschichte, der Krieg hätte weit mehr geschadet als genutzt. Zugrunde gerichtet hat er sie aber nicht. Und viele Unternehmen, die Waffen und Material für den Ersten Weltkrieg lieferten, standen auch im Zweiten Weltkrieg als Lieferanten bereit.

Zusätzlicher Umsatz und Gewinn durch den Krieg – das gab es natürlich nicht nur in Deutschland. Der

französische Renault-Konzern, heute einer der größten Autobauer Europas, lieferte an die Armeen Frankreichs und der USA Tausende Panzer. Der Renault-Panzer FT-17 war legendär. Und er ist es noch heute. Ich finde ein Foto aus dem Herbst 2012, auf dem der französische Staatspräsident François Hollande zusammen mit dem polnischen Präsidenten Bronislaw Komorowski vor einem FT-17-Panzer posiert. Sie erinnerten damit an ein gemeinsames historisches Erbe der beiden Länder. Polen wurde erst nach dem Ersten Weltkrieg als Staat wiedergegründet, nachdem das polnische Volk lange

Die Präsidenten Polens und Frankreichs vor einem alten Renault-Panzer



Zeit von anderen Ländern beherrscht worden war. Die Ausstattung der jungen polnischen Armee mit Panzern übernahm Renault und lieferte den im Weltkrieg erprobten FT-17.

Auch die Vereinigten Staaten gehörten zu den Ländern, die Renault Panzer abkauften. Die USA nahmen unter den kriegführenden Ländern allerdings eine Sonderrolle ein. Sie traten erst im Frühjahr 1917 in den Krieg ein. Kurz zuvor hatte Deutschland ein weiteres Mal angekündigt, mit seinen U-Booten auch amerikanische Schiffe ohne Vorwarnung zu versenken – so wie es bereits 1915 dem Dampfer *Lusitania* mit mehr als 1200 Menschen an Bord widerfahren war (siehe auch das Kapitel »Das Meer als Grab für Tausende« auf S. 53). Dass sich die Vereinigten Staaten erst so spät am Krieg beteiligten, hing auch mit der Tatsache zusammen, dass sie bis dahin von dem Konflikt in wirtschaftlicher Hinsicht profitiert hatten. Die USA konnten Lücken im weltweiten Handel füllen, die entstanden waren, weil Deutschland, England und Frankreich sich bekriegten und gegenseitig blockierten.

So erklärt sich, dass die USA ihre Warenausfuhren während des Krieges um ein Vielfaches steigern konnten. Der Aufschwung der US-Wirtschaft lässt sich auch am wichtigsten amerikanischen Aktienindex Dow Jones ab-

lesen. Am Ende des ersten Kriegsjahres 1914 stand er bei 54,58 Punkten; nach Ende des Krieges, zum Jahresschluss 1919, stand er ziemlich genau doppelt so hoch, bei 107,23 Punkten.

Der Krieg brachte aber natürlich nicht nur für bestimmte Menschen Profite. Vor allem brachte er für Millionen Menschen große wirtschaftliche Not. Diese Not konnte verschiedene Gründe haben. So verloren viele Deutsche ihr Vermögen, weil sie sogenannte Kriegsanleihen kauften. Die Waffen, die im Krieg zum Einsatz kamen, wurden hauptsächlich von privaten Firmen hergestellt. Gekauft und bezahlt hat sie der Staat. Das notwendige Geld beschafft haben sich die Staaten vor allem auf zweierlei Weise. Zum einen haben sie es einfach gedruckt. Zum anderen haben sie es sich von ihren Bürgern geliehen, durch Kriegsanleihen. Meine Urgroßmutter kam eigentlich aus einer wohlhabenden Familie. Mein Urgroßvater hielt es nach 1914 für eine gute Idee, das ganze Vermögen der Familie in Kriegsanleihen zu stecken. Auf diese Weise konnten diejenigen, die nicht an der Front waren, den Kampf auf ihre Weise unterstützen, so hämmerte es die Propaganda den Menschen in allen kriegführenden Ländern ein.

Es wurde aber auch das Versprechen gemacht, dass sich eine hübsche



Die Propaganda forderte Geld für den Krieg ein.

Stange Geld verdienen ließe. In der Regel brachten Kriegsanleihen fünf Prozent Zinsen. Wer zum Beispiel 20 000 Mark für den Krieg gab, sollte also pro Jahr 1000 Mark zusätzlich zurückbekommen. Für diejenigen, die in Deutschland dem Staat ihr Geld in Form von Kriegsanleihen anvertrauten, ging die Rechnung allerdings nicht auf. Sie bekamen nichts zurück. Das Vermögen, das meine Urgroßmutter als Tochter aus gutem Hause in die Familie eingebracht hatte, war 1918 weg. Viele andere Bürger überließen dem Staat auch Wertsachen wie etwa Goldschmuck, um den Krieg zu finanzieren. Als Gegenleistung gab es Ringe aus Eisen, auf die außen geschrieben stand: »Vaterlands

Dank«; innen war eingraviert: »Ich gab Gold für Eisen.« Meine Mutter erzählt, einer ihrer Studienkollegen hätte einen solchen Ring aus wertlosem Billig-Metall getragen. Er hatte ihn von seinem Vater geerbt und fand ihn wohl irgendwie witzig.

Der Krieg brachte viele Menschen auch auf andere Weise um ihr Vermögen. Der deutsche Staat heizte schon ab dem Jahr 1914 eine beispiellose Geldentwertung an. Denn er verstieß planmäßig gegen eine Grundregel der Marktwirtschaft. Nach dieser Regel sollte das Geld, das die Notenbank druckt, in etwa den Werten entsprechen, die die Menschen im Land mit ihrer Arbeit schaffen. Wenn die Notenbank deutlich mehr Geld druckt, als an Wohlstand geschaffen wird, dann gerät das Verhältnis des Geldes zu den »echten« Werten aus dem Gleichgewicht. Das Geld verliert an Kaufkraft, die Preise steigen. Genau das ist während des Krieges passiert. Milch zum Beispiel war im Jahr 1915 bereits um rund das Dreifache teurer als ein Jahr zuvor.

Je länger der Krieg dauerte, desto öfter mussten die Menschen aber erleben, dass es gar keine Lebensmittel gab, die sie hätten kaufen können. Denn die Produktion wurde immer mehr auf den Krieg ausgerichtet. Die normale Wirtschaft kam völlig aus dem

Tritt. Auf den Bauernhöfen fehlten Arbeiter, weil sie zur Armee eingezogen waren. Vor allem in Deutschland fehlte Kunstdünger, weil die britische Flotte die Einfuhr der Grundstoffe blockierte. Es fehlten Pferde als Ackertiere, weil sie bei der Armee in der Kavallerie und als Lasttiere eingesetzt wurden. Besonders ab dem Jahr 1916 kam es deswegen immer öfter vor, dass die Menschen in Deutschland schlicht hungerten.

Der Winter 1916/17 ist als »Steckrübenwinter« in die Geschichtsbücher eingegangen. Denn den Deutschen wurde empfohlen, ihren Hunger mit diesem Gemüse zu stillen. Vorher waren Steckrüben eher als Tierfutter verwendet worden. Wie viele Menschen buchstäblich verhungert sind,

lässt sich schwer beziffern. Aber es gibt Schätzungen, wonach der Hunger allein in Deutschland mehr als 700 000 Menschen getötet hat. Viele davon starben an Krankheiten, die sie wahrscheinlich überlebt hätten, wenn sie nicht durch den Hunger geschwächt gewesen wären. Für Rumänien ist von 300 000 Hungertoten zu lesen.

Die wirtschaftliche Katastrophe setzte sich nach Ende des Krieges fort. Die Preise in Deutschland stiegen in einem nie gekannten Tempo, bis zu einer sogenannten Hyperinflation. Schon während des Krieges hatte der deutsche Staat weit mehr Geld gedruckt, als angemessen gewesen wäre. Nach Kriegsende wurden die Notenpressen aber erst richtig in Schwung gebracht. Denn der deut-

Hunger im Jahr 1916: Eine Frau bricht beim Schlangestehen vor einem Lebensmittelgeschäft zusammen.



sche Staat brauchte schier unendlich viel Geld. Er hatte nicht nur Schulden gemacht, weil er Waffen und Sold für die Soldaten bezahlen musste. Die Sieger des Krieges verlangten auch enorme Summen, mit denen Deutschland die Schäden ausgleichen sollte, die es bei seinen Gegnern angerichtet hatte.

In den Jahren nach Kriegsende erreichte die Teuerung daher ein unvorstellbares Tempo. Am 1. Februar 1923 kostete in München ein halbes Kilo Brot 400 Mark, lese ich in der Stadtchronik. Am 11. Oktober des gleichen Jahres hatte sich der Preis um das Hunderttausendfache erhöht – auf 40 Millionen Mark! Was die Menschen am einen Tag verdienten, war am nächsten Tag kaum noch etwas wert. Wenn jemand Geld gespart hatte, löste sich dieses Guthaben innerhalb kürzester Zeit in Luft auf. Am 3. November 1923 legte die Münchner Bäckerinnung den Brotpreis noch einmal um mehr als das 20-Fache höher fest als Mitte Oktober; ein Pfund kostete jetzt neun Milliarden Mark.

In der Münchner Stadtchronik folgt auf den Eintrag über den Brotpreis am 3. November 1923 ein Text über den »Hitler-Putsch« am 8. und 9. November. Adolf Hitler versuchte an diesen Tagen zum ersten Mal, die Not und Verzweiflung vieler Menschen auszunützen, um sich selbst an die Spitze des Landes zu setzen. Es sollte aber noch zehn Jahre dauern, bis er damit Erfolg hatte. Doch es zeichnete sich schon bald nach Kriegsende ab, dass die wirtschaftliche Katastrophe, in die Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg rutschte, weitere Katastrophen nach sich ziehen würde.

Die Geldentwertung erreichte 1923 ein unvorstellbares Tempo.



Wann ist ein Krieg zu Ende?

Es gibt einen Krieg, dessen Beginn ich fast live am Fernseher verfolgen konnte. Der Konflikt, der als »Irakkrieg« bekannt wurde, begann am 20. März 2003. An diesem Tag eröffneten die USA ihr Bombardement der irakischen Hauptstadt Bagdad. Der Beginn dieses Krieges lässt sich also genau datieren – ganz ähnlich, wie sich der Beginn des Ersten Weltkriegs mit konkreten Tagen benennen lässt: deutsche Kriegserklärung an Frankreich und Einmarsch in Belgien am 3. August 1914. Offizieller Kriegszustand zwischen Großbritannien und Deutschland ab dem 4. August.

Ein paar Wochen nach dem Beginn des Irakkriegs 2003, am 1. Mai, verkündete der damalige US-Präsident George Bush junior: »Mission accomplished«, »Auftrag ausgeführt«. Denn die Diktatur des irakischen Machthabers Saddam Hussein war gestürzt. War der Krieg damit vorbei? Auf einem Internetportal, das Informationen über italienische Kriegsdenkmäler sammelt, finde ich Bilder eines bemerkenswerten Mahnmals. Auf dem Hauptplatz des sizilianischen Städtchens Menfi werden nicht nur 108 Italiener geehrt, die zwischen 1915 und 1918 gestorben sind. An der Säule wurde auch eine Tafel mit den Namen 17 italienischer Soldaten angebracht, die am 12. November 2003 im Irak getötet wurden, mehr als ein halbes Jahr nach dem von Bush verkündeten Kriegsende. Sie kamen bei einem Bombenanschlag in der Ortschaft Nassiriya ums Leben. Italien hatte den amerikanischen Angriff auf den Irak unterstützt. Deshalb waren italienische Soldaten, Polizisten und auch zivile Beschäftigte im südirakischen Nassiriya und verloren dort ihr Leben. Die norditalienische Stadt Bozen hat den Opfern dieses Anschlags sogar einen eigenen Platz gewidmet. Auf der Tafel mit dem Namen des Platzes ist nicht von »Terroropfern« die Rede, sondern von »Gefallenen«. Gefallene



Gedenktafel für Tote eines Krieges, der kein richtiges Ende fand

nennt man Leute, die in einem Krieg sterben. Es herrschte im November 2003 also noch Krieg im Irak.

Was haben diese Italiener mit dem Ersten Weltkrieg zu tun? Nun, ihr Tod zeigt, wie schwer es mitunter ist, zu sagen: Ein Krieg ist vorbei. Im Irakkrieg verkündete nicht nur US-Präsident George Bush im Mai 2003: »Mission accomplished.« Auch sein Nachfolger Barack Obama erklärte »den Kampfeinsatz offiziell für beendet« – und zwar im September 2010. Allerdings gibt es auch Berichte vom 15. Dezember 2011, in denen es heißt, die USA hätten an diesem Tag »den Irakkrieg offiziell beendet«.

Wann ist ein Krieg zu Ende? Beim Zweiten Weltkrieg lässt sich das relativ einfach sagen. Als Deutschland am 8. Mai 1945 seine Niederlage anerkannte, waren die Kämpfe in Europa vorüber. Der Diktator Hitler hatte sich gut eine Woche davor umgebracht. Amerikanische oder britische Besatzungssoldaten mussten nach dem 8. Mai 1945 keine allzu große Sorge haben, dass sie von der Bombe eines Attentäters zerrissen würden – so wie es den Italienern im irakischen Nassiriya geschehen ist. Die Deutschen wussten 1945: Der Krieg ist vorbei. Sie hatten auch unbestreitbar vor Augen, dass sie verloren hatten. Große Teile der wichtigsten Städte

wie Berlin, Hamburg, Dresden, Köln, Nürnberg, Stuttgart, München waren zerstört. Es war eher so, dass sich kaum Städte fanden, auf die keine Bomben gefallen waren. Soldaten der Sowjetunion, der USA oder Großbritanniens waren in weite Teile Deutschlands einmarschiert.

Beim Ersten Weltkrieg ist es weit schwieriger zu benennen, wann er zu Ende war. Die Spitze des deutschen Militärs gab im Herbst 1918 zu, dass Frankreich, England und die USA nicht zu besiegen waren. Die Generäle boten einen bedingungslosen Waffenstillstand an. Doch für viele Deutsche war diese Botschaft schwer zu verstehen. Noch kurz vorher hatte es geheißen, das Kaiserreich werde triumphieren. Schwer nachzuvollziehen war das Eingeständnis der Niederlage für viele Deutsche auch deshalb, weil am 11. November 1918, als Deutschland die Kämpfe aufgab, keine fremden Truppen auf deutschem Boden standen. Die französischen Soldaten hatten ihr Ziel, Berlin einzunehmen, nicht erreicht. In den meisten deutschen Städten gab es keinerlei Zerstörungen, von einigen kleineren Schäden durch Bomben, zum Beispiel in Köln oder Düsseldorf, abgesehen. Was sollten die Deutschen da mit der Botschaft »Wir haben den Krieg verloren, es ist vorbei« anfangen? Zusätzlich verwirrend war diese Nachricht für viele Deutsche, weil ihre Armee im Osten kurz vorher sogar einen wichtigen Kampf gewonnen hatte, gegen Russland. Die damals amtierende russische Regierung willigte im Frühjahr 1918 in einen Frieden ein, der nichts anderes war als ein Sieg Deutschlands.

Dieser Sieg hängt mit einer ganz anderen Art von Kämpfen zusammen, die 1917 im russischen Reich hochgekocht waren. Kämpfe, die den Lauf der Geschichte für Jahrzehnte verändern sollten, wenn nicht für Jahrhunderte. Die Spuren dieser Veränderungen sind heute noch an vielen Stellen der Welt spürbar.

Ein Umsturz, der die Welt veränderte

Es fällt mir nicht ganz leicht, mich in die Zeit vor gut hundert Jahren hineinzudenken. Es war eine Zeit, in der eine Revolution stattfand, die die Welt zu einer anderen machen sollte – und die auch und gerade für Deutschland weitreichende Folgen hatte. Bis heute. Um zu verstehen, was im Jahr 1917 in Russland seinen Anfang nahm, muss man mit einem ganz anderen Blick an die Sache herangehen, als wir ihn heute auf unseren Alltag haben.

Wenn man heute Europäer oder auch US-Amerikaner fragen würde, ob sie es für eine gute Idee hielten, das politische System ihres Landes komplett über den Haufen zu werfen, das Wirtschaftssystem und überhaupt die ganze Gesellschaft gleich mit, dann würden fast alle sagen: auf keinen Fall! Im Großen und Ganzen kann es bleiben, wie es ist – das ist in den meisten Staaten der Welt die Haltung der breiten Mehrheit. Alles, wirklich alles komplett umstürzen? Das wollen in Deutschland nicht einmal die Radikalsten in der Linkspartei. Auch französische oder spanische Kommunisten wären dafür nicht zu haben.

Bei den Bolschewiki, den russischen Kommunisten des Jahres 1917, sah das anders aus. Die Sprengkraft dieser politischen Bewegung kann man sich heute kaum mehr vorstellen. Die Bolschewiki wollten die Mächtigen ihres Landes nicht nur entmachten, sondern ganz hinwegfegen. Was auch heißen konnte, diese Mächtigen zu töten. Aber es ging nicht nur darum, die Spitzen des Staates auszuwechseln, wie man es in verschiedenen arabischen Ländern ab dem Jahr 2010 erleben konnte. Die Bolschewiki wollten auch die Gesellschaft grundlegend verändern. Sie wollten so ziemlich alles, was es an Besitz gab, wegnehmen – und dann neu verteilen. Ihrer Ansicht nach waren die Menschen in »Klassen« eingeteilt: Diejenigen, die Fabriken



Lenin führte die Revolution der Bolschewiki in Russland an.

besaßen, bildeten eine andere Klasse als Arbeiter und Bauern. Diesen Unterschied zwischen den Klassen wollten die Bolschewiki aufheben. Sie wollten aber auch die Kirche abschaffen. Sie wollten eine neue Welt errichten, mit neuen Menschen. Und die Bolschewiki waren fest überzeugt, dass eine solche Revolution nicht nur in Russland kurz bevorstand, sondern in allen Ländern der Welt. Eine Weltrevolution – wie sie der Deutsche Karl Marx schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts vorhergesagt hatte.

Solche Ideen klingen heute nach Spinnerei. Aber der Anführer der Bolschewiki, Wladimir Uljanow (besser bekannt als Lenin), war fest überzeugt, dass eine völlige Neugestaltung der Welt greifbar nahe

war. Und viele stimmten ihm zu. Die politischen Systeme von Königen, Kaisern und Zaren hatten die Welt mit dem Weltkrieg in ein unendliches Desaster gestürzt, stellte Lenin fest. Das Wirtschaftssystem des Kapitalismus mit seiner Klassengesellschaft hatte seiner Ansicht nach ganz wesentlich dazu beigetragen. Und was man in Europa sehen konnte, war ja tatsächlich eine unvorstellbare Katastrophe. Die Erlösung von dieser Katastrophe sei eine kommunistische Revolution über alle Grenzen hinweg, dachten die Bolschewiki, aber auch viele Genossen, die sie in Deutschland, England oder Frankreich hatten. Im Jahr 1917 hielt Lenin den richtigen Zeitpunkt für gekommen.

Dieses Jahr war voller weitreichender Umwälzungen. Den russischen Machthabern um Zar Nikolaus II. wurde im Frühjahr klar, dass ihr Land den Angriffen der Österreicher und vor allem der Deutschen auf Dauer nicht mehr standhalten würde. Am 15. März 1917 gab deshalb der Zar seinen Posten auf. Das Riesenreich stürzte in chaotische Zustände. Weite Teile der russischen Bevölkerung – und auch der Soldaten – hungerten. Dadurch bekamen die Bolschewiki deutlichen Auftrieb.

Lenin verfolgte die Entwicklung des Krieges von der Schweiz aus. Dorthin war er vor der Polizei des russischen Zarenreiches geflohen. Lenin wollte aber nicht nur die Regierung des russischen Zaren nieder kämpfen. Er setzte auch darauf, dass der deutsche Kaiser von einer revolutionären Bewegung gestürzt würde. Als die Deutschen Lenin anboten, ihn zurück nach Russland zu bringen, nahm er die Einladung trotzdem dankend an – auch wenn dieses Angebot von seinen Todfeinden kam. Ein Sonderzug fuhr den gelernten Rechtsanwalt im April 1917 von der Schweiz aus durch Deutschland bis nach Russland. Der Revolutionär saß in einem Zugwaggon, den er nicht verlassen durfte. Um das sicherzustellen, wurde der Waggon versiegelt.

Die deutschen Regierungsbehörden und Lenin waren eigentlich aufs Blut verfeindet, politisch gesehen. Doch sie ließen sich auf ein Pokerspiel ein, das dem Lauf der Geschichte eine andere Richtung geben sollte. Die Deutschen setzten darauf, dass der Revolutionär Lenin dafür sorgen würde, dass Russland seinen Kampf aufgibt. Schließlich hatten die Bolschewiki den Russen ein Versprechen gegeben: »Brot und Frieden«. Lenin wiederum setzte darauf, dass nach einer erfolgreichen Revolution in Russland der kommunistische Gedanke die ganze Welt erobern würde. Für seine geradezu religiöse Vision von Gleichheit und Frieden wurde er lange Zeit in vielen kommunistisch regierten Ländern der Welt verehrt wie ein Heiliger. Ab 1989 wurde er dann in den meisten dieser Länder von seinem Heiligen-Sockel gestoßen.

Mit der Rückkehr Lenins nach Russland schien das Kalkül der deutschen Pokerspieler zunächst aufzugehen. Der Revolutionär und seine

Jahrzehntelang galt Lenin in sozialistischen Ländern als eine Art Heiliger.



Leute eroberten im Herbst 1917 die Macht. Sie boten Deutschland und Österreich-Ungarn sofort einen Waffenstillstand an. Die Verhandlungen darüber zogen sich allerdings hin. Denn die Bolschewiki hofften eigentlich, dass Deutschland und Österreich-Ungarn doch noch zusammenbrechen würden. Die *Mittelmächte* waren aber noch stark genug, um ein weiteres Mal gegen die russische Armee vorzurücken, die inzwischen in einem völlig desolaten Zustand war. Die bolschewistische Revolutionsregierung willigte daher am 3. März 1918 in der Stadt Brest-Litowsk, die heute an der Grenze zwischen Weißrussland und Polen liegt, in einen Friedensvertrag ein.

Russland akzeptierte damit riesige Verluste an Fläche und materiellen Gütern. Es gibt Berechnungen, wonach das neue, kommunistisch regierte Russland in Europa etwa ein Viertel weniger Fläche hatte als das frühere Russland des Zaren. Und drei Viertel weniger an wichtigen Industriezweigen. Deutschland konnte gleichzeitig seinen Einfluss im Osten ausweiten, so schien es zumindest fürs Erste. Neu gegründete Staaten, die vorher ganz oder teilweise zu Russland gehört hatten, sollten nach dem Wunsch des Kaiserreichs unter deutschem Einfluss stehen: Polen, Estland, Lettland, Litauen oder auch die Ukraine. Der Friedensvertrag von Brest-Litowsk zwischen Deutschland und Russland beendete die Kämpfe in Osteuropa aber keineswegs. Das bolschewistische Russland blieb an zahlreichen Fronten jahrelang in kriegerische Konflikte mit seinen neuen Nachbarstaaten wie Polen und Finnland verstrickt. Es war kein Friede, der in Brest-Litowsk besiegelt wurde. Auch die Deutschen täuschten sich, wenn sie sich bei der Unterzeichnung des Vertrages als Sieger fühlten.

Aussichtslose Schlachten

Wie werden meine Großeltern die Zeitungsmeldungen im Herbst 1917 und im Frühjahr 1918 verfolgt haben? Deutschland hatte im Osten den Krieg gegen Russland gewonnen, so schien es zumindest. Ich vermute, August und Martha Müller haben sich darüber gefreut. Und sie haben wahrscheinlich gehofft, dass die deutsche Armee nun doch noch auch an den anderen Fronten siegen würde. Denn der Erfolg gegen Russland gab den deutschen Militärplanern die Chance, Soldaten nach Westen zu schicken.

Mit diesen zusätzlichen Truppen versuchte die deutsche Armeeführung ab März 1918 noch einmal mit aller Gewalt, in Frankreich die Front ihrer Gegner zu durchbrechen. Seit April 1917 gehörten dazu auch die USA. Im Februar 1917 hatte Deutschland angekündigt, seine U-Boote würden gegebenenfalls Schiffe neutraler Länder versenken, also auch US-amerikanische Schiffe. Als Reaktion darauf erklärten die Vereinigten Staaten Deutschland den Krieg (siehe auch das Kapitel »Das Meer als Grab für Tausende« auf S. 53). Die drei wirtschaftsstarken Industrienationen Großbritannien, Frankreich und USA verfügten gemeinsam über ein riesiges Potenzial, um deutsche Angriffe immer wieder abzuwehren und ihrerseits zurückzuschlagen. Sie waren andere Gegner als Russland.

Die deutschen Truppen rückten im Frühjahr 1918 noch einmal rund 50 Kilometer nach vorn. Viele Soldaten auf beiden Seiten wurden getötet, ganze Landstriche wurden ein weiteres Mal mit Granaten umgepflügt und verwüstet. Die Offensive änderte jedoch nichts daran, dass Deutschland den Krieg nicht gewinnen konnte. Es dauerte allerdings noch ein weiteres halbes Jahr, bis auch der deutsche Kaiser erkannte, dass der Krieg, in den er sein Land geführt hatte,

verloren war. Nach dem Misserfolg der Frühjahrsoffensive 1918 war die Unzufriedenheit in vielen Teilen der deutschen Armee immer größer geworden. Ebenfalls unzufrieden war die Zivilbevölkerung. Sie war durch Hunger und Verarmung zermürbt.

Dann geht es im November Schlag auf Schlag. Am 3. November 1918 räumt Österreich-Ungarn ein, dass es gegen Italien nicht mehr gewinnen kann, und schließt einen Waffenstillstand. Gleichzeitig verweigern Matrosen der Deutschen Marine den Befehl, gegen England in eine Seeschlacht zu ziehen. In Wilhelmshaven und Kiel hissen Matrosen auf ihren Schiffen rote, also kommunistische Fahnen und fordern einen revolutionären Umsturz.

Wilhelm II. ist zu diesem Zeitpunkt in Belgien. Von dort flieht er ins neutrale Holland und gibt bekannt, dass er als deutscher Kaiser und König von

Preußen abtritt. Vom 9. November an ist Deutschland keine Monarchie mehr, sondern eine Republik. Auch in Bayern, Sachsen und den anderen Königreichen und Fürstentümern des Deutschen Reichs danken die Herrscher ab (siehe auch das Kapitel »Der kurze Winter der deutschen Revolution« auf S. 104).

Ich habe eine Urkunde aus dem Juli 1918, in der der bayerische König meinem Großvater eine Prüfung zum Pfarrer bestätigt. Heute wirkt dieses Papier ulkig. Für meinen Opa war es sicherlich ein wichtiges Dokument. Es drückte auch eine klare Ordnung der Gesellschaft aus: Was an offiziellen Dingen geschah, das passierte »im Namen Seiner Majestät des Königs«. Die Königsfamilie der Wittelsbacher hatte mehr als 700 Jahre lang Bayern beherrscht.

Die deutsche Frühjahrsoffensive 1918 blieb erfolglos.



Viele ihrer Untertanen fanden das auch gut so.

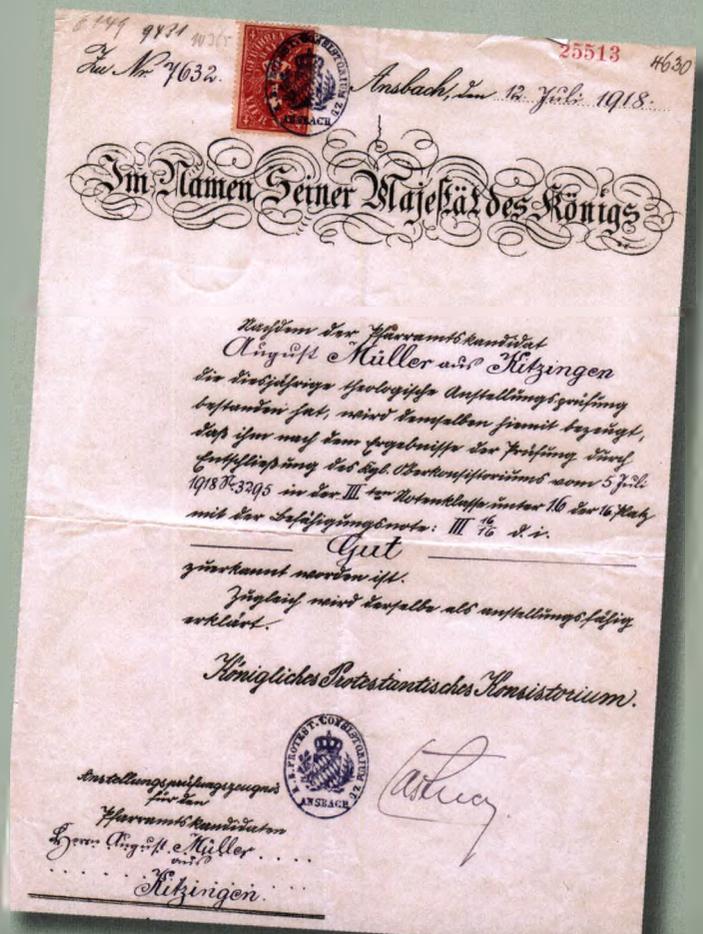
Und man muss sich etwas klarmachen, was man sich heute nur schwer vorstellen kann: 1914, als meine Großeltern jung waren, wurden Großmächte wie Deutschland, Russland und Österreich-Ungarn von Monarchen regiert, die ungleich mächtiger waren, als es etwa die Königshäuser in England oder Spanien heute sind. Europa wurde durch und durch von Königs- und Adelsfamilien bestimmt und geprägt. Vier Jahre später waren Herrscherdynastien wie die Hohenzollern oder Wittelsbacher in Deutschland oder die Habsburger in Österreich einfach weggefegt.

Über Nacht war ihre Herrschaft, die seit Menschengedenken bestanden hatte, vorbei. Wie muss sich das für Leute wie meine Oma und meinen Opa angefühlt haben? Neue demokratische Regierungen lösten den Kaiser und die deutschen Fürsten ab. Sie hatten allerdings einen schwierigen Start.

Am 11. November 1918 gibt sich Deutschland im Kampf gegen Frankreich, England und die USA geschlagen. Die neue Regierung akzep-

Die Deutschen waren jahrhundertlang gewöhnt, von Königen regiert zu werden.

tiert einen Waffenstillstand. Es dauert aber noch ein halbes Jahr, bis ein endgültiger Vertrag über den Frieden ausformuliert ist. Dieser Vertrag geht unter dem Schlagwort »Versailles« in die Geschichte ein. Am 28. Juni 1919 unterzeichnen Vertreter der deutschen Regierung im Schloss von Versailles bei Paris das Abkommen. Sie haben keine andere Wahl. Die deutschen Regierungsvertreter müssen am selben Ort die Bedingungen ihrer Niederlage akzeptieren, an dem 38 Jahre vorher die Gründung des Deutschen Kaiserreichs verkündet worden war. Im Jahr 1871 hat-





Das Schloss Versailles – ein Symbol für den Triumph der Sieger

ten die Deutschen dafür ja nicht etwa Berlin ausgesucht, sondern nach dem gewonnenen Krieg gegen Frankreich eben Versailles. Jetzt mussten sie genau dort als Besiegte antreten. Viele Deutsche empfanden allein das schon als Beleidigung.

Die Bedingungen, die die Siegerstaaten in den Vertrag schrieben, gelten bis heute nach Auffassung vieler Historiker als übertrieben hart. Deutschland verliert mit dem Vertrag von Versailles beträchtliche Teile des Staatsgebietes, das es im Jahr 1914 hatte. Rund ein Siebtel der Fläche geht unter anderem an Frankreich und Polen. So werden das Elsass und Lothringen französisch. Der wiedergegründete pol-

nische Staat erhält beträchtliche Teile Preußens. Unter anderem bekommt Polen einen Zugang zur Ostsee, der Ostpreußen vom Rest des Deutschen Reichs abtrennt. Für viele Deutsche ist diese Lösung absurd. Man soll durch Polen hindurchfahren, um vom Hauptteil Deutschlands in einen anderen Teil des Staatsgebiets zu kommen? Undenkbar. Auch seine Kolonien in Afrika und Asien muss Deutschland aufgeben. Und vor allem muss es beträchtliche Summen als Schadenersatz an die Sieger zahlen. Diese »Reparationen« sollten sozusagen das reparieren, was Deutschland in den Augen der Regierungen von Frankreich und England angerichtet hatte.

Frieden hat dieser Vertrag nicht gebracht. In Deutschland sprachen viele von der »Schmach von Versailles«. Ein großer Teil der Bevölkerung empfand es als Demütigung, wie die Sieger Deutschland behandelten. Gleichzeitig verbreitete sich die sogenannte *Dolchstoßlegende*. Sie besagt, finstere Mächte deutscher Verschwörer hätten der Armee zugesagt von hinten ein Messer in den Rücken gerammt: Sozialisten, Kommunisten, Juden. Denn die Armee sei ja von den Franzosen, Engländern und Briten nicht wirklich militärisch niedergezwungen worden. Es rückten keine feindlichen Soldaten bis nach Berlin vor – wie es 27 Jahre später, am Ende des Zweiten Weltkriegs, der Fall war. Warum musste Deutschland dann einen überaus harten Friedensvertrag akzeptieren? So fragten sich viele.

Die neuen, demokratisch gewählten Regierungen der Jahre nach 1918 hatten es noch aus anderen Gründen ausgesprochen schwer, ein friedliches Deutschland aufzubauen. Die Wirtschaft rutschte in eine tiefe Krise. Und es gab Tausende bewaffnete Männer, die an der Front kämpfen gelernt hatten. Viele dieser Männer machten innerhalb Deutschlands neue Fronten auf. Denn sie wollten im Kampf klären, in welche Richtung sich das Land entwickeln sollte. Ein Kampf, dessen Verbissenheit heute nur schwer vorstellbar ist.

Der kurze Winter der deutschen Revolution

Kann man wissen, in welchem Teil Deutschlands ein Schüler lebt, der sagt: »Ich gehe auf die Karl-Liebknecht-Schule«? Ja, es lässt sich zumindest sagen: Aus Westdeutschland kommt er sicher nicht. Das Gleiche gilt, wenn eine Schülerin sagt: »Meine Schule ist nach Rosa Luxemburg benannt.« Es gibt eine ganze Reihe von Karl-Liebknecht- und Rosa-Luxemburg-Schulen in Deutschland. Doch sie liegen alle in den östlichen Bundesländern: in Leipzig, Halle, Neuruppin, Frankfurt an der Oder, Wittenberg, Potsdam – oder in den östlichen Stadtteilen Berlins. Dass Schulen mit solchen Namen in westdeutschen Städten wie Köln, Frankfurt am Main oder Kiel nicht zu finden sind, hat seinen Grund. Und dieser Grund hat mit dem Ersten Weltkrieg zu tun.



Wer also waren Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg? Sie gehörten zu den Politikern der SPD, die die deutsche Kriegführung nicht unterstützen wollten. Das brachte sie in einen Konflikt mit dem Teil der Sozialdemokratischen Partei, der in den sogenannten *Burgfrieden* eingewilligt hatte. Die Mehrheit der SPD stand hinter dem Krieg. Liebknecht und Luxemburg hingegen riefen zu Demonstrationen und Aktionen auf, um die Kämpfe zu beenden. Beide kamen dafür während des Krieges zeitweise ins Gefängnis. An ihre Namen erinnert man sich aber vor allem wegen der Rolle, die sie bei Kriegsende hatten. Und wegen der Art, wie sie gestorben sind.

Rosa Luxemburg setzte sich für ein Ende des Krieges ein.

Proklamation. Volksgenossen!

Um nach jahrelanger Vernichtung aufzubauen, hat das Volk die Macht der Zivil- und Militärbehörden gestürzt und die Regierung selbst in die Hand genommen. Die Bayerische Republik wird hierdurch proklamiert. Die oberste Behörde ist der von der Bevölkerung gewählte Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat, der provisorisch eingesetzt ist, bis eine endgültige Volkvertretung geschaffen werden wird. Er hat gesetzgeberische Gewalt. Die ganze Garnison hat sich der Republikanischen Regierung zur Verfügung gestellt. Generalkommando und Polizeidirektion stehen unter unserem Befehl. Die Dynastie Wittelsbach ist abgesetzt. Hoch die Republik!

Der Arbeiter- und Soldatenrat: Kurt Eisner.

Auf Plakaten wurde Bayern zum Freistaat erklärt.

Als Anfang November 1918 klar war, dass Deutschland den Krieg verloren hatte, hieß das auch: Die Monarchie war am Ende. Der König von Bayern, Ludwig III., war der erste, dessen Absetzung öffentlich bekannt gegeben wurde. Am 7. November zogen riesige Demonstrationen durch München. Heute versammeln sich auf der Münchner Theresienwiese jedes Jahr gigantische Menschenmassen beim Oktoberfest, um Bier zu trinken und zu feiern. Auch ich bin schon oft in diesen Trubel eingetaucht. An jenem Donnerstag des Jahres 1918 waren es andere Menschenmassen, die hier zusammenkamen. Rund 40 000 bis

60 000 Menschen demonstrierten nach offiziellen Schätzungen für ein Ende des Krieges. Am Ende dieses Tages erklärte der sozialistische Politiker Kurt Eisner Bayern zum »Freistaat«. Er wollte klarmachen, dass Bayern frei von Königsherrschaft war.

Eisner wollte außerdem, ebenso wie auch Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, Deutschland durch eine Revolution in ein sozialistisches Land verwandeln. Das Volk sollte nicht mehr vom Kaiser oder von Königen beherrscht werden. Aber auch die Wirtschaft sollte völlig anders aussehen. Rosa Luxemburg schrieb eine Forderung auf, die viele ihrer Zeitge-

nossen unerhört fanden: »Die Arbeitsmittel müssen aufhören, das Monopol einer Klasse zu sein, sie müssen Gemeingut aller werden.« Sprich: Fabriken sollten nicht Aktionären oder Unternehmern gehören, sondern den Arbeitern, die an den Maschinen stehen. Die Revolution in Russland war für Eisner wie auch für Liebknecht und Luxemburg Vorbild (siehe auch das Kapitel »Ein Umsturz, der die Welt veränderte« auf S. 95). Die deutschen Revolutionäre stimmten zwar in einigen Fragen mit Lenins Bolschewiki nicht überein, eine wichtige Gemeinsamkeit aber hatten sie: Sie wollten die Regierungsgewalt auf »Arbeiter- und Soldatenräte« übertragen. Die sollten von unten her bestimmen, wie das Land regiert wird. Deutschland sollte eine »Räterepublik« werden. In Russland hießen diese Räte »Sowjets«. Sie prägten jahrzehntelang das Modell des Sozialismus im Nachfolgestaat des zaristischen Russland: der Sowjetunion.

Ende 1918 interessierte man sich in Deutschland aber nicht so sehr für die Vorgänge in Russland. Es herrschte Revolutionsstimmung im eigenen Land. Am Tag, nachdem Kurt Eisner erklärt hatte, dass in Bayern nicht mehr der König regiert, wurde in Berlin Kaiser Wilhelm II. öffentlich für abgesetzt erklärt. Das geschah gleich zweimal. Der SPD-Politiker



Philipp Scheidemann erklärte Deutschland zur Republik.

Philipp Scheidemann rief die Republik aus, ohne aber eine Revolution starten zu wollen. Karl Liebknecht hingegen hoffte auf eine revolutionäre Umwälzung, als er Deutschland öffentlich zur »freien sozialistischen Republik« erklärte.

Wenn ich nachlese, was in den darauf folgenden Wochen und Monaten geschah, kann ich es kaum glauben. Als meine Großeltern Ende zwanzig waren, tobten Machtkämpfe, die so gar nicht zu dem ruhigen und stabilen Deutschland passen, in dem ich heute lebe. Vor allem in den größeren Städten muss eine hochexplosive Stimmung geherrscht haben. Sozialisten und Kommunisten warben mit Feuereifer für eine Revolution.

Sie wussten noch nicht, was in den nächsten Jahrzehnten in der Sowjetunion, der DDR oder auch in China im Namen von Lenin und Marx alles geschehen würde.

Von Parlamenten hielten sie nicht sehr viel. Auch unter Kaiser Wilhelm hatte es ja schon den Reichstag gegeben, die einzelnen Teile Deutschlands hatten ihre Landtage. Dennoch konnten die Menschen nicht wirklich über ihr Leben bestimmen, fanden Leute wie Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und Kurt Eisner. Sie setzten auf Arbeiter- und Soldatenräte. Um Deutschland zu einer Räterepublik zu machen, gründeten Luxemburg und Liebknecht im Jahr 1916 die *Spartakusgruppe*. Ihren Namen bekam diese Organisation nach dem römischen Sklaven Spartacus. Er hatte in den Jahren 73 bis 71 vor Christi Geburt einen Aufstand gegen die Sklavenhalter im Römischen Reich angeführt. Am 30. Dezember 1918 ging aus der Spartakusbund die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) hervor.

Doch die Kämpfer für eine Räterepublik stießen auf heftigen Widerstand. Ein großer Teil der Bevölkerung konnte es nicht

fassen, dass es plötzlich vorbei sein sollte mit der Herrschaft des Kaisers, der Könige und Fürsten. Schließlich hatte es immer geheißen, die Herrscher seien von Gott auf ihren Posten gesetzt worden. So hatte man es den Deutschen und den meisten Völkern Europas ein Leben lang erzählt. Was Kaiser und Könige entschieden, war gut und richtig, dachten viele Menschen – aufs Königreich Bayern oder Sachsen und aufs Deutsche Kaiserreich konnte man stolz sein. Und jetzt sollte plötzlich alles anders sein? Und die Fabriken sollte man ihren Besitzern wegnehmen, oder auch die großen Handelsfirmen? Solche Gedanken kamen vielen Bürgern in Deutschland absurd vor. Auch ein großer Teil der Soldaten lehnte sozialistische und kommunistische

Mordaufrufe gehörten am Ende des Ersten Weltkriegs zur politischen Auseinandersetzung.

Arbeiter, Bürger!

Das Vaterland ist dem Untergang nahe.

Rettet es!

Es wird nicht bedroht von außen, sondern von innen:

Von der Spartakusgruppe.

Schlagt ihre Führer tot!

Tötet Liebknecht!

Dann werdet ihr Frieden, Arbeit und Brot haben!

Die Frontsoldaten

Ideen ab, sie wollten gegen die »Roten« kämpfen. Weil in der offiziellen Armee nach Ende des Krieges chaotische Zustände herrschten, organisierten sich Hunderttausende dieser Soldaten in sogenannten *Freikorps*. Was sie mit den »Roten« machen wollten, lässt sich auf einem Plakat nachlesen, das damals verbreitet wurde: »Schlagt ihre Führer tot!«

Es gab nach dem Ende der Kämpfe an der Kriegsfront also ganz unterschiedliche Vorstellungen darüber, wie Deutschland künftig aussehen sollte. Und es gab viele Männer, die Waffen hatten. Dieses gefährliche Gemisch entlud sich schon kurz nach dem Waffenstillstand vom November 1918 in neuer Gewalt. In der ersten Monatshälfte des Januar 1919 versuchten Anhänger der Idee einer Räterepublik ihre Pläne durchzusetzen. Sie lehnten sich gegen die neue Regierung in Berlin auf, die ihrer Ansicht nach das Kaiserreich fortsetzen wollte – nur ohne Kaiser. Wilhelm II. hatte kurz vor Kriegsende den Adligen Max von Baden zum Reichskanzler gemacht. Der wiederum hatte – als deutlich wurde, dass das Kaiserreich am Ende war – die Regierungsgeschäfte in die Hände des SPD-Politikers Friedrich Ebert gelegt. Ebert hatte stets klargemacht: Er wollte auf keinen Fall einen radikalen Umsturz nach russischem Vorbild. Denn die

Revolution der Bolschewiki hatte in Eberts Augen Russland in unglaubliches Chaos gestürzt. Ebert und der Teil der SPD, für den er stand, wollten Ordnung. Auch diese »Mehrheits-SPD« forderte eine soziale Umgestaltung Deutschlands – aber die sollte Schritt für Schritt geschehen. Radikale Pläne, die Leute wie Eisner, Luxemburg und Liebknecht verfolgten, lehnten Ebert und viele andere SPDler entschieden ab.

Ebert und seine Leute taten daher alles, um die Anhänger einer sozialistischen Revolution von der Macht fernzuhalten. In der ersten Januarhälfte des Jahres 1919 entlud sich das explosive Gemisch in Berlin beim sogenannten »Spartakusaufstand«. Seinen Namen erhielt er, weil der Spartakusbund an ihm beteiligt war. Von einem offiziellen Friedensschluss mit Frankreich, England und den USA war Deutschland zu diesem Zeitpunkt noch ein ganzes Stück entfernt. Der Friedensvertrag von Versailles wurde erst knapp ein halbes Jahr später unterzeichnet. Und dass für Deutschland auch im Innern ein echter Friede noch fern war, zeigten die Kämpfe des Spartakusaufstandes.

Nicht nur in Berlin lieferten sich bewaffnete Revolutionäre Schießereien mit Freikorps, Armee und Polizei. Auch in anderen Teilen Deutschlands gab es in den folgenden Wochen Ge-

fechte, etwa in Bremen und München. Die Reichsregierung unter Friedrich Ebert schlug allerdings mithilfe der Freikorps die revolutionären Bestrebungen nieder. Allein in Berlin gab es Hunderte Tote, deutschlandweit waren es Tausende. Viele der Getöteten starben in diesen Wochen nicht bei Kämpfen, sondern wurden regelrecht hingerichtet oder aber ermordet.

So wurde der Sozialist Kurt Eisner am 21. Februar 1919 in der Münchner Innenstadt auf offener Straße erschossen. Die tödlichen Schüsse abgefeuert hat ein 22-jähriger Student. Anton Graf von Arco auf Valley fand es unerträglich, dass ein bekennender Linker das Schicksal Bayerns gestaltete und sogar Ministerpräsident geworden war. Fünf Jahre verbrachte Arco Valley im Gefängnis als Strafe dafür, dass er den ersten Regierungschef des

Freistaats Bayern ermordet hatte. Danach wurde der Adlige freigelassen und später begnadigt. Im Deutschland der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg waren die Gerichte und auch viele Bürger recht milde mit Attentätern, die politische Gegner erschossen hatten.

Die Stelle, an der Kurt Eisner ermordet wurde, ist heute auf dem Gehweg markiert. Eine Metallplatte zeigt die Umrissse Eisners, so wie man es von Bildern von Verbrechenopfern kennt, deren Umrisse mit Kreide auf dem Boden festgehalten werden. Von selbst ist mir die Metallplatte nie aufgefallen, obwohl ich oft dort vorbeigekommen bin. Um das Eisner-Denkmal zu finden, musste ich erst bewusst danach suchen. Es gibt nicht allzu viele gut sichtbare Erinnerungen an die revolutionären Zeiten Deutschlands.

Vor Kurt Eisner waren bereits Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht in Berlin von ihren politischen Gegnern

Noch keine hundert Jahre her: Schießereien beim »Spartakusaufstand« mitten in Berlin



Die Stelle in der Kardinal-Faulhaber-Straße in München, an der Kurt Eisner erschossen wurde



erschossen worden. Ihre Ermordung am 15. Januar 1919 hatte den dortigen »Spartakusaufstand« beendet. Ihr Tod hat Luxemburg und Liebknecht in den Augen vieler Anhänger sozialistischer Ideen zu Helden gemacht. Zu Märtyrern des Sozialismus. Offiziell als Helden und Märtyrer verehrt wurden sie allerdings erst nach 1945. Als die Deutschen einen weiteren Weltkrieg verloren hatten und die Siegermacht Sowjetunion in Ostdeutschland einen sozialistischen Staat installierte, besann man sich dort auf Liebknecht und Luxemburg. In der DDR wurden Straßen, Plätze und Schulen nach ihnen benannt.

Wenn eine Schule Rosa-Luxemburg-Grundschule oder Karl-Liebknecht-Gymnasium heißt, dann hat dieser Name also auf doppelte Weise mit dem Ersten Weltkrieg zu tun. Die Namen erinnern an Leute, die nach dem Ende des Krieges Deutschland und ganz Europa sozialistisch umgestalten wollten. Rosa Luxemburg war davon überzeugt, dass Kapitalismus und Marktwirtschaft die eigentliche Ursache für Kriege seien. Deswegen glaubte sie, dass nur im Sozialismus wirklich Friede herrschen würde: »Erst wenn eine solche Gesellschaft verwirklicht ist, wird die Erde nicht mehr durch Menschenmord geschändet. Erst dann wird es heißen: Dieser Krieg ist der letzte gewesen!«

Einen Umsturz, der in Richtung Sozialismus gehen sollte, gab es zunächst allerdings nur in Russland. Gelingen konnte die Revolution der Bolschewiki vor allem, weil die Herrschaft des Zaren durch den Krieg tödlich geschwächt worden war. Die Macht, die die Bolschewiki nach dem Ende des Ersten Weltkriegs erkämpften, konnten sie in der Folgezeit ausbauen. So gelang es ihnen später, als Sieger des Zweiten Weltkriegs, auch in Ostdeutschland ihre Vorstellung von Sozialismus zu installieren. Eine Diktatur freilich, die mit den Idealen von Rosa Luxemburg nicht allzu viel zu tun hatte. Im DDR-Sozialismus nach sowjetrussischem Vorbild wurde aber nicht die Frage gestellt: »Was hätte Rosa dazu gesagt?« Man benannte einfach Straßen und Schulen nach ihr und Liebknecht.

Gut vier Jahrzehnte DDR-Sozialismus haben in Ostdeutschland in vielerlei Hinsicht ihre Spuren hinterlassen. Solche Spuren finden sich auch in Tschechien, Polen oder Ungarn, die nach dem Zweiten Weltkrieg ebenfalls unter den Einfluss des sowjetrussischen Sozialismus gekommen sind. In Russland herrschten die Bolschewiki und ihre Nachfolger rund sieben Jahrzehnte lang. Das prägte dort die Gesellschaft nachhaltig. Alles Spuren einer Entwicklung, die auf den Ersten Weltkrieg zurückgeht.

Und es sind Spuren, die immer wieder für Streit sorgen. Sind Leute



Die Politiker der Linken Oskar Lafontaine und Sahra Wagenknecht bei einer Gedenkveranstaltung für Luxemburg und Liebknecht 2013

wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, die gegen den Krieg kämpften, heute noch Vorbilder? Vor allem in Ostdeutschland gibt es eine ganze Reihe Menschen, die diese Frage klar mit »Ja« beantworten. Ein Gedenkmarsch in Berlin, der jedes Jahr im Januar an die Ermordung der beiden Politiker erinnert, hat immer wieder Hunderte Teilnehmer. Darunter sind auch Spitzenpolitiker und Bundestagsabgeordnete der Partei Die Linke.

Solche Demonstranten haben keine Schwierigkeiten damit, wenn Schulen nach Luxemburg und Liebknecht benannt sind. Andere haben solche Probleme durchaus. Im Jahr 2012 gab es im brandenburgischen Frankfurt an der Oder heftige Debatten um das dortige Karl-Liebknecht-Gymnasium. Es wurden Vorwürfe laut, dieser Na-

me sei »DDR-Ballast«. Aus der Schule kam der Antrag an die Stadtverwaltung, Liebknecht aus dem Namen zu streichen. Im Stadtparlament fand sich jedoch zunächst keine Mehrheit dafür.

Wie sehr der Osten und der Westen Deutschlands bei solchen Fragen noch getrennt sind, merke ich, wenn ich mir überlege, ob eine solche Diskussion in Westdeutschland mit sozusagen umgekehrten Vorzeichen geführt werden könnte. Das Gymnasium, auf das meine Kinder gehen, hat keinen speziellen Namen. Es heißt einfach nur »Gymnasium Fürstenried« nach dem Ortsteil, in dem es steht. Was würde passieren, wenn jemand den Antrag stellte, es in Rosa-Luxemburg-Gymnasium oder Karl-Liebknecht-Gymnasium umzubenennen? Ein absurder Gedanke. Wer so etwas vorschläge, würde als Spinner gelten. Es gibt also manches, was Ostdeutschland und Westdeutschland heute durchaus noch unterscheidet. Und einiges davon lässt sich bis in den Ersten Weltkrieg zurückverfolgen. Etwa der Umgang mit dem Thema »Sozialismus« und »Revolution«.

Aber auch auf der anderen Seite des politischen Spektrums gibt es Leute, die das Erbe der Jahre 1918/19 aufgreifen. Auch heutige Neonazis setzen eine Entwicklung fort, die sich hundert Jahre und weiter zurückverfolgen lässt.

Der dumme Traum vom großen Land

Ich bin etwas zusammengezuckt, als mein Bruder einmal meinte, eigentlich seien unsere Großeltern Terrorhelfer gewesen. Terrorhelfer – diesen Begriff konnte man ab dem Jahr 2011 vor allem lesen und hören, wenn von Leuten die Rede war, die die Neonazis der »Zwickauer Terrorzelle« unterstützt haben. Die Leute also, die jahrelang quer durch Deutschland ahnungslose Menschen ermordeten, die nicht in ihr verqueres Bild eines »sauberen« Deutschland passten.

Es ist natürlich ein starkes Stück, seine eigenen Großeltern, den Pfarrer August Müller und seine Frau Martha, in einem Atemzug mit den Unterstützern der Zwickauer Terrorzelle zu nennen – auch wenn mein Bruder das mit einer gewissen Ironie sagte. Aber er brachte damit nur Geschichten in einen neuen Zusammenhang, die meine Großmutter selbst freimütig erzählt hat. Erzählungen, die zeigen, dass das Denken der Nazis von heute nicht nur etwas mit der Nazidiktatur von 1933 bis 1945 zu tun hat. Das Nazidenken reicht viel weiter zurück. Und die Nazis von heute stellen sich auch selbst in eine Tradition, die sich bis in den Ersten Weltkrieg erstreckt und noch weiter zurück. Auch wenn dieser Brückenschlag der Neonazis bis ins Deutsche Kaiserreich vielleicht nicht sofort ins Auge springt.

Wie kommt mein Bruder also dazu, das junge Pfarrersehepaar Müller der frühen 1920er-Jahre als »Terrorhelfer« zu bezeichnen? Nun, er greift damit Berichte meiner Großmutter auf, wonach in dem Pfarrhaushalt immer wieder Mitglieder der Freikorps-Truppe »Brigade Erhardt« ein und aus gegangen seien. Dieses Freikorps war nach dem Ende des Ersten Weltkriegs besonders radikal in seinem Kampf gegen Andersdenkende. Die Leute der Brigade Erhardt gingen nicht nur im Auftrag der Regierung gegen

aufständische Linke vor. Etliche ihrer Mitglieder wurden auch nach den damals geltenden Gesetzesregeln zu Verbrechen, sie wurden für politische Morde verantwortlich gemacht. Einige Leute der Brigade Erhardt, die wegen Mord- und Terrorverdacht von der Polizei gesucht wurden, hätten auch zeitweise im Hause Müller Unterschlupf gefunden, so hat meine Großmutter erzählt.

So richtig verwunderlich ist das nicht. Denn eine politische Grundhaltung teilten meine Großeltern mit den Freikorps-Leuten: Eine Demokratie sei nicht gut für Deutschland, fanden sie. Und Deutschland dürfe sich auch nach dem Ende des Krieges nicht geschlagen geben. Denn ihr Heimatland sei zu Größerem berufen, so glaubten die Freikorps-Soldaten. August und Martha Müller sahen das genauso. Damit Deutschland wieder groß werde, unterschrieb mein Großvater gleich 1933 einen Mitgliedsausweis der NSDAP und unterstützte so die Terrorherrschaft Hitlers.

Auf diese Weise ging er den gleichen Weg wie viele Anhänger der Brigade Erhardt. Die hatten sich schon kurz nach dem Ersten Weltkrieg das Symbol ausgesucht, unter dem später die Nazidiktatur Schrecken verbreitete: das Hakenkreuz. In einem Lied, das sich die Antidemokraten der Brigade Erhardt zulegten, heißt es: »Hakenkreuz am Stahlhelm,



Die »Brigade Erhardt« nahm das Symbol der Nazidiktatur vorweg.

schwarz-weiß-rot das Band«. Als Melodie verwendeten die Nazivorläufer einen amerikanischen Schlager. Meine Mutter erzählt, das Lied habe einer ihrer älteren Schwestern als damals Dreijähriger so gut gefallen, dass sie es in den 1920er-Jahren auch mal in einem Café geträllert hat. Das kleine Mädchen hat damit bei einer jüdischen Familie, die am Nebentisch saß, gewisses Befremden ausgelöst.

Schwarz, Weiß, Rot – das sind auch die Farben, mit denen Neonazis heute durch die Gegend ziehen. Sie laufen bewusst nicht mit der Fahne umher, die für die heutige Bundesrepublik Deutschland steht und auch für die Weimarer Republik von 1919 bis 1933 stand: Schwarz-Rot-Gold. Die Dumpfköpfe in den Bomberjacken schwingen lieber die schwarz-weiß-rote Flagge des Deutschen Kaiserreichs. Das ist nur auf den ersten

Blick verwunderlich. Die Neonazis sind ja nicht stolz auf das Deutschland, das es heute gibt. Sie sehnen sich nach einem ganz anderen Land: nach der Großmacht, der Weltmacht, die die Regierenden des Kaiserreichs 1914 anstrebten, ebenso wie später die Hitler-Nazis. Die Hakenkreuzfahne des »Dritten Reichs«, mit der viele Neonazis wohl noch lieber herumziehen würden, ist durch die Gesetze der Bundesrepublik verboten. Wer solche Flaggen zeigt, hat sofort die Polizei am Hals. Also entscheiden sich die Rechtsradikalen für Schwarz-Weiß-Rot.

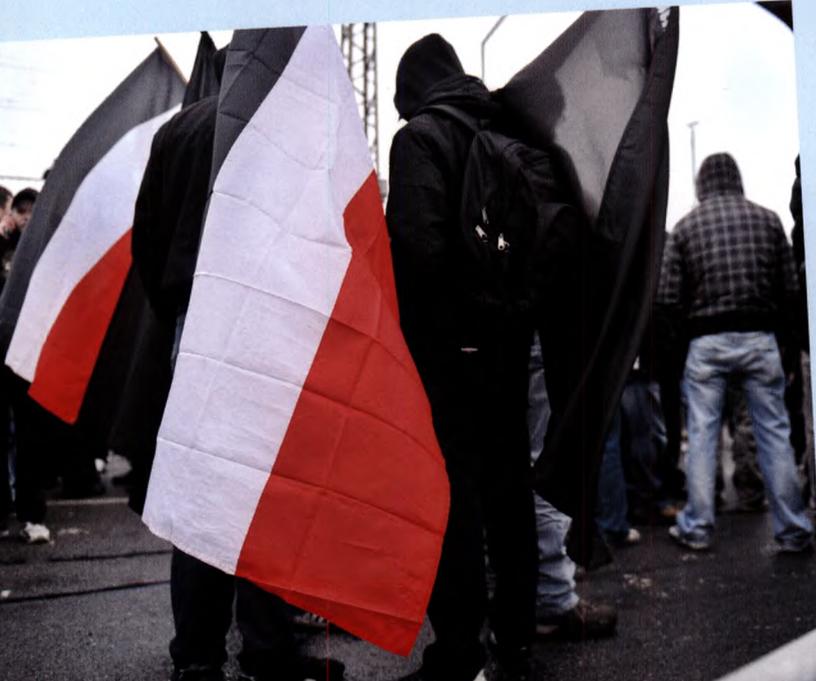
Ich frage mich, ob die Nazis eigentlich wissen, was das für eine Fahne ist, die sie verehren? Ich glaube, oft haben sie keine Ahnung, dass sie mit den Farben des Kaiserreichs herum-

laufen, mit der Flagge des Pickelhauben-Trägers Wilhelm II. Nachdenken über geschichtliche Zusammenhänge ist ja gerade nicht die Stärke von Rechtsradikalen. Sonst wären sie nicht rechtsradikal.

Ich finde es furchtbar ranzig und muffig, wenn ich sehe, wie Neonazis mit der Fahne des Kaiserreichs herumziehen. Und mir wird ganz schlecht, wenn mir ihr Fremdenhass und ihre Engstirnigkeit entgegenschlagen. Eines muss ich aber zugeben: Der Traum der alten und der jungen Nazis von einem großen Deutschland kann eine gewisse Faszination ausüben. Wenn man sich historische Landkarten anschaut und sieht, um wie viel größer die Fläche Deutschlands im Jahr 1914 war, denkt man schnell mal: »Das war doch was!« Auch ich finde den Ged-

danken interessant, wie es gewesen wäre, in der (zumindest früher einmal) schönen Stadt Königsberg an der Ostsee zu studieren – wo schon der große Philosoph Immanuel Kant gelebt hat. Gehört aber seit geraumer Zeit zu Russland. Oder als Deutscher in Danzig zu leben – soll auch eine schöne Stadt sein. Ist aber heute polnisch.

Neonazis mit der Flagge
des Deutschen Kaiserreichs



Oder Straßburg und Metz als Teile Deutschlands – das klingt doch nach etwas, worauf man stolz sein könnte. Beide sind heute aber französisch.

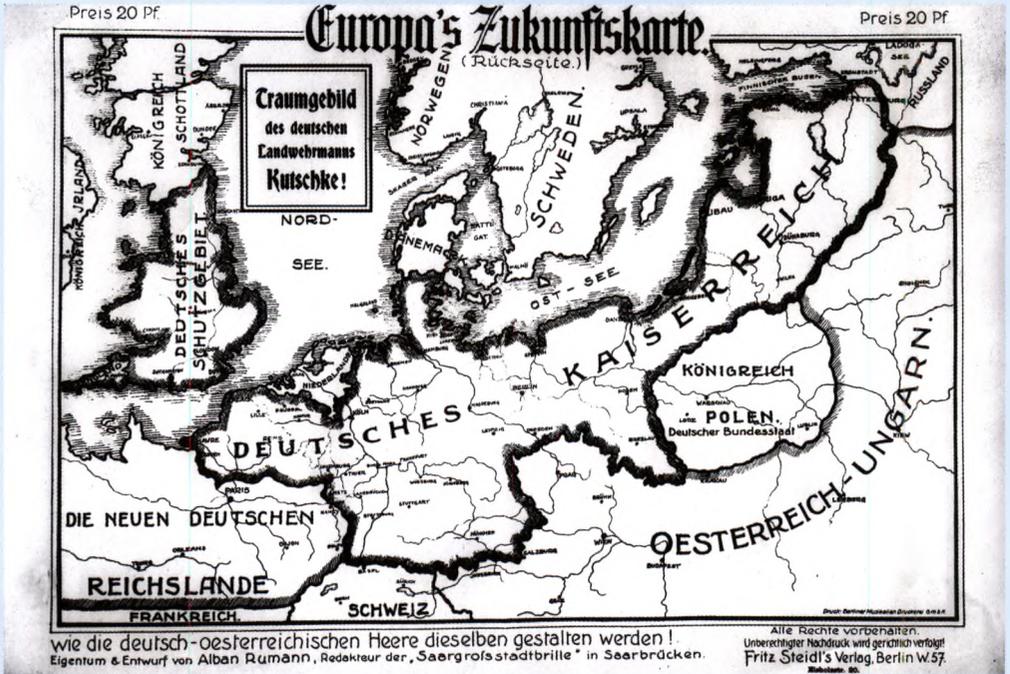
Wer allerdings anfängt, in diese Richtung zu denken, kommt schnell auf gefährlichen Grund. Wer von einem großen Land träumt, der träumt oft auch davon, dass dieses Land nur Einwohner einer bestimmten Nationalität hat. Mit der Wirklichkeit, wie Menschen jahrhundertlang in Europa zusammengelebt haben, hat diese Vorstellung nichts zu tun. In Ostpreußen beispielsweise lebten schon seit Jahrhunderten Menschen mit Polnisch und mit Deutsch als Muttersprache nebeneinander. Im einen Dorf sprach man die eine Sprache, im nächsten Dorf die andere. Auch im Elsass und in Lothringen bewohnten Menschen, die Deutsch sprachen, und Menschen mit Französisch als Muttersprache jahrhundertlang benachbarte Landstriche. Und viele Elsässer sprechen heute immer noch Deutsch.

Europa vor gut hundert Jahren, das war eine bunte Mischung von Völkern und Sprachen. Vor allem im heutigen Polen, Tschechien, Ungarn, in Weißrussland und der Ukraine oder auch in Serbien lebten verschiedenste Volksgruppen. Es gab zwar immer mal wieder Konflikte, doch im Großen und Ganzen gab es ein

Zusammenleben. Oder zumindest ein Nebeneinanderher-Leben. Mit dem Ersten Weltkrieg hat eine unglaublich grausame und blutige Entmischung dieses Zusammenlebens begonnen, die sich über Jahrzehnte immer weiter fortsetzte.

Irgendwann ist vor einigen Jahren der Begriff der »ethnischen Säuberung« aufgetaucht. Ein böses Wortpaar, aus zweierlei Gründen: »Säuberung« klingt nach Schmutz. Wenn also eine Volksgruppe – eine *Ethnie*, wie Wissenschaftler sagen – im Zuge einer solchen »Säuberung« aus einer Gegend verschwindet, dann heißt das nichts anderes, als dass diese Volkgruppe als Dreck betrachtet wird. Und bei einer »ethnischen Säuberung« verschwinden Menschen ja nicht einfach so. Sie werden mit Gewalt vertrieben. Oder sie werden getötet.

Einen verbrecherischen Höhepunkt setzten hier die deutschen Nationalsozialisten, als sie in ganz Europa ab 1933 Millionen von Juden umbrachten. Einen Schwerpunkt legten sie dabei auf Polen und andere Teile Osteuropas. Vom »Lebensraum im Osten« faselten die Nationalsozialisten. Damit setzten sie etwas fort, das auch schon während des Ersten Weltkriegs ein Ziel des Deutschen Kaiserreichs war: weite Teile Osteuropas erobern und mit Angehörigen des eigenen Vol-



Eine Propaganda-Karte zeigt maximale Kriegsziele, die viele Deutsche hatten.

kes besiedeln. Das Deutsche Militär fasste Teile des heutigen Polen, Weißrussland und Litauen zu einer Region namens »Ober Ost« zusammen. Sie sollte dauerhaft unter deutsche Kontrolle kommen. Die beherrschende Macht zu sein, wo heute Polen, Weißrussland, die Ukraine, Finnland, Litauen, Lettland oder Estland liegen – das war eines der deutschen »Kriegsziele«.

Eine ganze Reihe von Deutschen kämpfte für solche Ziele auch nach dem Waffenstillstand vom November 1918 weiter. Die Freikorps schossen nicht nur auf politische Gegner innerhalb Deutschlands, sie waren

auch in den Teilen Europas unterwegs, durch die vorher die »Ostfront« des Krieges verlaufen war. Auf einem Plakat, mit dem das Freikorps »Deutsche Schutzdivision« im Jahr 1919 um Mitglieder warb, steht klar, wofür es dieser Einheit ging: gegen »die Polengefahr« zu kämpfen. Erst mit Ende des Ersten Weltkriegs bekam das polnische Volk nach langer Zeit wieder das, was für andere Völker selbstverständlich war: einen eigenen Staat. Vorher hatten die Polen unter der Herrschaft russischer und deutscher Fürsten gelebt. Doch jetzt, wo es wieder ein eigenes Land der Polen gab, galten sie den Deutschen plötzlich als gefährlich. In den



Auch nach Kriegsende kämpften Deutsche weiter gegen Nachbarvölker.

Jahren 1919 und 1920 gab es immer wieder Kämpfe zwischen Deutschen und Polen.

Der Traum von einem großen, mächtigen Deutschland hat also viele junge Männer motiviert, als sie vor hundert Jahren Waffen in die Hand nahmen. Hunderttausende, Millionen waren bitter enttäuscht, als sich dieser Traum zerschlug. Und sie wollten einfach nicht aufhören, diesen Traum zu träumen. Meine Großeltern gehörten zu diesen Leuten. Ich finde diesen Traum heute nicht nur gefährlich, ich finde ihn auch schlicht

dumm. Das Zusammenwachsen der Länder Europas sorgt dafür, dass ich sagen kann: Ich lebe nicht nur in Deutschland, sondern ich bin Bürger der Europäischen Union. Ich kann heute mindestens ebenso leicht nach Straßburg oder Danzig gelangen, wie es mein Großvater als junger Mann gekonnt hätte, als diese Städte noch zu Deutschland gehörten. Was würde es mir bringen, wenn Straßburg oder Danzig von Berlin aus regiert würden? Wenn ich dort leben und arbeiten wollte, könnte ich es ohne jedes Problem tun.

Es schaudert mich deshalb, wenn ich junge Nazis demonstrieren sehe, die den dummen Traum vom großen Deutschland weiterträumen. Im Frühjahr 2010 haben sie sich die Gegend, in der ich wohne, für eine Demo ausgesucht. Das Viertel schien ihnen passend. An der Kriegsgräberstätte nahe meinem Haus, auf der Tote des Ersten und des Zweiten Weltkriegs beigesetzt sind, wollten sie zeigen, dass sie die Niederlagen Deutschlands in den beiden Kriegen bedauern. »Besiegt und besetzt – Wir feiern nicht«, schrieben sie auf einem Plakat. Und die Nazis wollten an einer Asylbewerberunterkunft vorbeimarschieren, die direkt neben den Kriegsgräbern liegt. Sie kamen jedoch nicht dazu, dort ihre ausländerfeindlichen Parolen zu grölen. Eine große Zahl von Gegendemonstran-

ten hat den Nazimarsch blockiert. Das tröstet mich dann doch: Heute sind die Freunde der schwarz-weiß-roten Fahne des »großen« Deutschen Reichs nur ein kleiner Haufen.

Allerdings frage ich mich, ob es nicht ein Fehler ist, die Neonazis für ein unwichtiges Häuflein zu halten. Es ist ja auch ein Fehler, zu glauben, die Nazizeit sei nur ein verschwindend kleiner Teil der deutschen Geschichte. Gerade mal zwölf Jahre, was ist das schon? So denkt man ja leicht. Vorher gab es keine Nazis und nachher auch nicht – dieses Gefühl wird mir immer wieder vermittelt, wenn ich Dokumentationen oder Bücher übers »Dritte Reich« anschau. Nach dem Motto: »Im Jahr 1933 landete eine riesige Flotte von Raumschiffen, die Millionen Außerirdische in braunen Uniformen ausspuckte. Im Jahr 1945 sammelten die Ufos diese *Alien-Nazis* wieder ein und flogen davon. Der Spuk war vorbei.«

So war es nicht. Wenn man ein bisschen genauer hinschaut, sieht man, dass viele Elemente der Nazi-Ideologie schon lange vor dem Beginn des »Dritten Reichs« herumwaberten. Die Großmachtsfantasien Adolf Hitlers und seiner Kumpane sind nicht erst 1933 erfunden worden. Der *Alldeutsche Verband* zum Beispiel strebte schon vor dem Ersten Weltkrieg nach einem deutschen Weltreich, in dem

viele Gruppen von Menschen keinen Platz gehabt hätten. Einer der Wortführer des Alldeutschen Verbands, Heinrich Claß, zählte 1912 auf, wen er alles nicht für vollwertige Menschen hielt. Auf dieser Liste steht »der verkommene oder halbtierische russische Bauer«, »der Schwarze in Ostafrika«, »der unerträgliche Jude Galiziens oder Rumäniens«.

Der Rassenwahn, den die Nazis zwischen 1933 und 1945 ins Extrem steigerten, brodelte schon lange vorher. Am Schicksal der Juden zeigt sich besonders deutlich, wie viel rassistischen und antisemitischen Irrsinn es bereits während des Ersten Weltkriegs in Deutschland gab. Im Jahr 1916 wurde in der Armee eine sogenannte »Juden-zählung« durchgeführt. Es sollte überprüft werden, ob der prozentuale Anteil der Soldaten mit jüdischem Glauben dem Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung entsprach. Die Botschaft, die dahinterstand, war klar: Die nicht-jüdischen Deutschen unterstellten den jüdischen Bürgern, sie würden sich vor dem Kampf drücken. Die Ergebnisse dieser Statistik wurden während des Krieges nicht mehr veröffentlicht. Später zeigte sich, dass die Zahlen die judenfeindliche Unterstellung widerlegten.

Das ist nicht weiter verwunderlich. Viele der rund 550 000 Juden, die zu Beginn des Krieges im Kaiserreich

lebten, ließen sich durch Hasstiraden, wie sie der Alldeutsche Verband verbreitete, nicht beirren: Sie waren stolz, Deutsche zu sein. Der »Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« veröffentlichte gleich Anfang August 1914 einen Aufruf, in dem es heißt: »Glaubensgenossen! Wir rufen Euch auf, über das Maß der Pflicht hinaus Eure Kräfte dem Vaterlande zu widmen!« Die Deutschen, die sich Christen nannten, haben dieses Engagement aber nicht gedankt.

Der Erste Weltkrieg brachte jedoch auch in anderer Hinsicht eine Weichenstellung für die Geschichte der jüdischen Glaubensgemeinschaft. Durch den Krieg wurde ein Teil der Grundlagen für einen eigenen jüdischen Staat geschaffen. Der Staat Israel wurde zwar erst 1948 ausgerufen, nach dem beispiellosen Völkermord an den Juden durch die deutsche Nazidiktatur. Doch der damalige britische Außenminister Arthur Balfour hatte bereits im November 1917 ein Versprechen abgegeben: »eine nationale Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina zu schaffen«.

Dass ein Brite so etwas versprach, erklärt sich mit den Fronten des Ersten Weltkriegs. Das Osmanische Reich, aus dem später die Türkei hervorging, kämpfte an der Seite Deutschlands und Österreich-Un-

garns. Die Briten rückten bei ihrem Kampf gegen die osmanischen Herrscher auch auf dem Boden des heutigen Israel vor. Im Dezember 1917 eroberten sie Jerusalem. Vorher war es 500 Jahre lang in der Hand der Osmanen gewesen. Jetzt konnten die Briten ein wichtiges Wort mitreden bei der Frage, wie das Land verteilt werden sollte, das Juden ebenso wie Christen und Moslems als »heilig« bezeichnen.

Wer heute danach sucht, wo die Konflikte rund um Israel ihre Wurzeln haben, der kommt also nicht nur auf den Völkermord an den Juden während des »Dritten Reichs«. Eine solche Suche führt auf verschiedenen Wegen auch schnell zum Ersten Weltkrieg.

Einmarsch der britischen Armee in Jerusalem am 9. Dezember 1917



Wer war schuld? Wer hat gewonnen?

Wenn etwas Katastrophales geschieht, stellen sich die allermeisten Menschen sofort eine Frage: Wer ist schuld? Beim Zweiten Weltkrieg lässt sich diese Frage einfach beantworten: Die Nazidiktatur in Berlin wollte die Niederlage des Ersten Weltkriegs rückgängig machen und Europa beherrschen. Deswegen ließ Adolf Hitler 1939 Truppen in Deutschlands Nachbarländer einmarschieren. Welches Land diesen Krieg zu verantworten hat, kann also niemand ernsthaft infrage stellen.

Beim Ersten Weltkrieg ist die »Kriegsschuldfrage« nicht ganz so einfach zu beantworten. Auf den ersten Blick scheint zwar klar: Deutschland ist im August 1914 als Angreifer in Belgien einmarschiert und dann weiter nach Frankreich vorgerückt. Vorher hatte allerdings die Regierung von Österreich-Ungarn einen Krieg gegen Serbien begonnen (siehe auch das Kapitel »Heiter in die Katastrophe« auf S. 32). Die Frage, wie viel Schuld Österreich-Ungarn am Ersten Weltkrieg trägt, interessierte hinterher aber kaum mehr jemanden. Denn das Reich der Habsburger löste sich 1918 fast vollständig auf. Die Regierung in Wien hat seitdem international so wenig Einfluss und Gewicht, dass keiner wissen will, was die Vorgänger-Regierungen getan haben und wofür sie Verantwortung tragen.

Bei Deutschland ist das anders. Es hatte nach dem Ersten Weltkrieg zwar deutlich weniger Fläche, es war spürbar geschwächt. Aber es war noch stark genug, dass die Kriegsgegner Sorge hatten, Deutschland könnte wieder danach streben, eine Großmacht zu werden. Um das zu verhindern, haben vor allem Frankreich und Großbritannien ausgesprochen harte Bedingungen in den Vertrag von Versailles geschrieben. In dem Abkommen wurde aber auch die Frage beantwortet, wer schuld sei am Krieg: Deutschland. So

wurde es ausdrücklich in den Friedensvertrag hineingeschrieben.

Diese Feststellung sorgte bei vielen Deutschen für Empörung. Sie hatten sich 1914 von niederträchtigen Gegnern umzingelt gefühlt. »Feindlingsum«, hatte meine Großmutter in ihrem Gedichtbuch notiert. Den Kriegsbeginn empfanden viele Deutsche als Befreiungsschlag, als Verteidigung. Nicht als Angriff der Deutschen auf ihre Nachbarn.

Auf der anderen Seite ging es vielen Franzosen nicht nur darum, die deutschen Angreifer wieder hinter die Grenze zurückzudrängen. So wie der Schlachtruf der Deutschen lautete: »Ausflug nach Paris«, hieß das Motto auf der französischen Seite: »À Berlin!« Ziel war es also, bis in die deutsche Hauptstadt vorzurücken. Viele Franzosen wollten endlich Revanche nehmen für die Niederlage des Krieges 1870/71. Sie dachten, was der französische Bischof Alfred Baudrillart so formulierte: »Diese Ereignisse sind sehr glücklich«, schrieb er kurz nach Kriegsbeginn und: »Ich warte seit 40 Jahren darauf.«

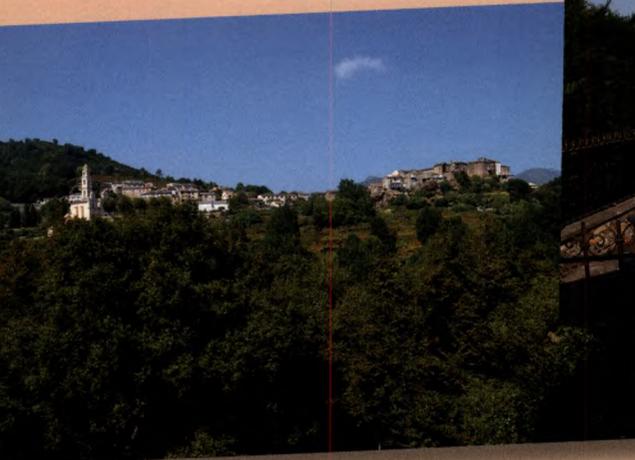
Man kann die Frage nach der Kriegsschuld auch anders drehen und sich fragen, was die verschiedenen Regierungen unternommen haben, um einen Krieg zu verhindern. Dann lässt sich mit Sicherheit feststellen: Die Regierungen der Kaiserreiche Deutsch-

land und Österreich-Ungarn haben dafür gar nichts getan. Aber auch bei Russland, England oder Frankreich kann man seine Zweifel haben, ob ihre Regierungen alles unternommen haben, um einen Krieg abzuwenden.

Ganz einfach zu beantworten ist die »Kriegsschuldfrage« also nicht. Eines aber ist unbestreitbar: Es waren *deutsche* Truppen, die in Belgien und Frankreich eingefallen sind. Es waren Deutsche, die in Russland bis nahe an Moskau vorgerückt sind. Das haben sie ab 1914 getan. Und ab 1939 haben sie es schon wieder getan.

Bei der »Kriegsschuldfrage« geht es aber nicht nur um die Verantwortung der jeweiligen deutschen Regierungen für die Weltkriege. Es geht dabei auch um die Frage, ob jeder einzelne Deutsche irgendwelche Schuld trägt. Möglicherweise heute noch. Trage ich Schuld wegen der deutschen Angriffe auf Frankreich, England oder Russland? Als Deutscher, der so viele Jahre später lebt? Ich denke nicht.

Trotzdem fühle ich mich eigenartig, wenn ich in der Altstadt von Verdun in einem Restaurant sitze. Ich frage mich, ob es an anderen Tischen Leute gibt, die in mir einen *Boche* sehen. Ich fühle mich nicht persönlich schuldig, dass frühere Generationen von Deutschen immer wieder über die französische Grenze vorgerückt sind, Franzosen getötet haben, das Land mit Granaten umgepflügt haben.



Gefallenen-Denkmal im korsischen Dorf Pietra di Verde

Aber einen Gedanken kann ich trotzdem nicht unterdrücken: Es waren eben Leute meiner Sprache, die Europa ein ums andere Mal mit Krieg und Zerstörung überzogen haben. Die Generation meiner Großeltern hat dafür gesorgt, dass bei Verdun eine der scheußlichsten Schlachten der Menschheitsgeschichte geschlagen wurde. Ich kann dort nicht herumlaufen, wie ich in Madrid oder Lissabon herumlaufe. Wenn ich mir vorstelle, dass ich Türke wäre, würde ich mich – nach dem türkischen Völkermord an den Armeniern während des Ersten Weltkriegs – in Armenien sicher auch als ein besonderer Reisender fühlen. Und als Amerikaner würde ich mich in Hiroshima anders fühlen als in London.

Auch bei meinen Urlauben auf der französischen Insel Korsika werde ich immer wieder daran erinnert, auf welche verschlungene Weise die Geschichte meines Volkes mit der Geschichte anderer Völker verbunden ist. In so gut wie jedem korsischen Dorf steht ein Gedenkstein mit einer Liste der Toten des Ersten Weltkriegs. Gemessen daran, wie klein diese Orte sind, erscheinen mir diese Listen unglaublich lang. Das Dörfchen Pietra di Verde zum Beispiel hat heute 120 Einwohner. Auf dem Kriegsdenkmal sind sage und schreibe 32 Namen von Menschen aufgelistet, die in den Jahren 1914 bis 1918 im Krieg gegen meine

Landsleute gestorben sind. Wenn ich überlege, dass wahrscheinlich nur etwa die Hälfte der Dorfbewohner von Pietra di Verde männlich sind, dass es also etwa 60 Männer gibt, kann ich diese Zahl kaum fassen.

Manche Familiennamen kommen zwei-, drei- oder viermal vor. Die Brüder Charles-Mathieu Valery und Pierre-Marie Valery etwa. Der eine wurde am 17. September 1914 in Nordfrankreich vermisst gemeldet, lese ich in einer Datenbank im Internet. Sein Bruder ist am 7. August 1916 von einer Granate getötet worden, ebenfalls in Nordfrankreich. Mit dem Nachnamen Savignoni finden sich die Toten César, Lucien, Sylvestre und auch der Name einer Frau: Marie Savignoni. Sie ist bei einem deutschen Torpedoangriff auf ein Schiff ertrunken (siehe das Kapitel »Das Meer als Grab für Tausende« auf S. 53). Und es hat seinen Grund, dass auf dem Gedenkstein nicht von *Héros* die Rede ist – also von Helden –, sondern von den *Enfants de Pietra*, den Kindern von Pietra. Es waren viele sehr junge Menschen dabei. César Savignoni war 22, als er 1915 in Belgien starb. Lucien Savignoni war 20 Jahre, als er 1917 im Osten Frankreichs getötet wurde. Junge Leute, die wohl noch nie groß von ihrem Bergdorf weggekommen waren. Die in ihrer Familie vielleicht gar nicht Französisch

sprachen, sondern die eigene Sprache der Insel: Korsisch. Als sie dann das erste Mal ihr Zuhause verließen, übers Meer fuhren, hieß es: ran ans Gewehr, rein in den Schützengraben. Weit über 1000 Kilometer vom Heimatdorf entfernt kämpfen gegen die Deutschen, die *Boches*. Und am Ende war ein großer Teil der Kinder von Pietra tot.

Heute machen *Boches* wie ich und meine Kinder Urlaub an den Stränden Korsikas. Ich kann mir Ferien an der französischen Mittelmeerküste leisten. Wenn ich mir anschau, wie gut meine Familie lebt, wie gut viele Deutsche leben, frage ich mich, ob Deutschland die Weltkriege wirklich verloren hat. 1918 und 1945 lag Deutschland zwar am Boden. Aber wenn man vergleicht, wie Einfluss, Wohlstand und Macht heute in Europa verteilt sind und wie sie 1914 verteilt waren, dann kommt man zu dem Ergebnis: Deutschland ist oben auf. Seine Kriegsgegner wie Frankreich oder England, die früher einmal stolze Großmächte waren, kommen da nicht mit. Und andere Länder, die im Ersten Weltkrieg mitgemischt haben, wie Serbien oder Griechenland, sind völlig abgehängt im Machtspiel der Staaten.

Das dürfte auch einer der Gründe sein, warum »die Deutschen« als Volk in manchen Ländern immer wieder auf



Eine griechische Zeitschrift zeigte im Sommer 2012 Kanzlerin Merkel in Wehrmachtsuniform.

eine gewisse Unbeliebtheit stoßen. Deutsche Regierungen strebten zwischen 1914 und 1945 zweimal danach, das Land zur unanfechtbaren Weltmacht aufsteigen zu lassen. Die Träger deutscher Stahlhelme verbreiteten in ganz Europa Schrecken. Stahlhelme, auf denen die Freikorps schon kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs das Zeichen des Hakenkreuzes anbrachten.

Wenn Deutschland heute nun wirtschaftlich und politisch die wichtigste Macht in Europa ist, dann löst das offenbar bei manchen Menschen den Gedanken aus: Die Deutschen haben den »Zweiten Dreißigjährigen Krieg« von 1914 bis 1945 am Ende doch gewonnen. Und diese Menschen nehmen den Deutschen das übel. Weswegen sie – etwa in Griechenland – der Chefin der deutschen Regierung schon mal auf Bildern einen Stahlhelm samt Hakenkreuz verpassen.

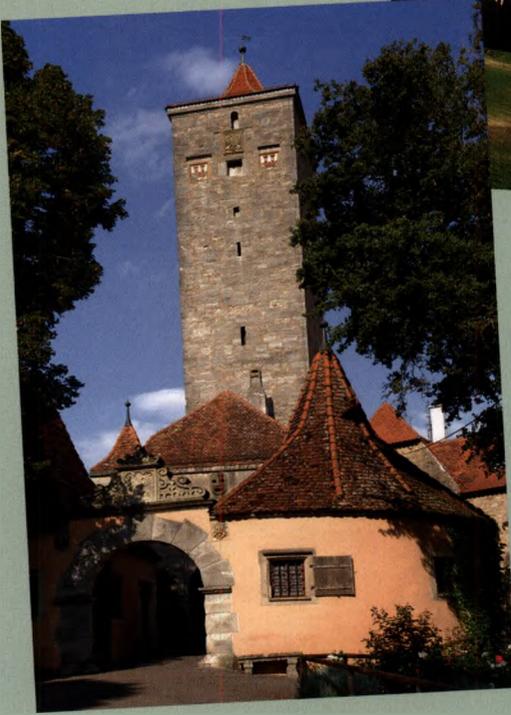
Ich finde solche Fotomontagen dämlich und falsch. Aber in einem haben diejenigen, die sich solche Bilder einfallen lassen, ja recht: Als ewiger Verlierer ist Deutschland nicht aus seinen Kriegen hervorgegangen.

Wann wird der letzte Krieg gekämpft?

»The war that will end war« – »Der Krieg, der den Krieg beenden wird«, so nannte der britische Schriftsteller H. G. Wells im Jahr 1914 den Kampf, der damals gerade begonnen hatte. Wells wusste zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht, wie grausam der Krieg werden würde. Es gab in der Folgezeit immer wieder Hoffnungen, die bis dahin nie da gewesene Unmenschlichkeit dieses Krieges werde dafür sorgen, dass die Völker nie mehr mit Waffen gegeneinander kämpfen. Wenn man das Jahr 1918 als Ende des Ersten Weltkriegs sieht, dann war das ein bitterer Irrtum. Gerade mal zwei Jahrzehnte später stürzte die Welt in einen erneuten verheerenden Krieg. Und es gibt etliche Leute, die das nicht verwunderlich finden. Weil sie der Meinung sind: »Krieg gehört zum Menschen.« Aber stimmt das?

Wenn ich mir die Geschichtsbücher anschau, mit denen meine Kinder unterrichtet werden, kann kein Zweifel sein: Die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte von Kriegen. Mein Sohn lernte etwas über Eroberungszüge von Alexander dem Großen, hielt ein Referat über die Punischen Kriege, las Texte mit der Überschrift »Karl der Große erobert Europa«. Kämpfe zwischen Fürsten, Kaisern, Päpsten. Hundertjähriger Krieg, Dreißigjähriger Krieg, Napoleonische Kriege, Kolonialkriege. Die beiden Weltkriege. Und danach ging es ja weiter: Koreakrieg, Vietnamkrieg, Irakkrieg – überhaupt der Nahe Osten. Ein einziges Kämpfen.

Dass Krieg etwas zu sein scheint, das zum Menschen gehört, sehe ich auch, wenn ich meinen Geburtsort anschau oder Orte, an die ich im Urlaub fahre. Meine Heimatstadt Rothenburg ob der Tauber ist deswegen bei Touristen aus aller Welt sehr beliebt, weil die Mauer noch vollständig erhalten ist, die die Stadtregierung in früheren Jahrhunder-



Alte Stadtmauern wurden nicht aus romantischen Gefühlen gebaut.

ten bauen ließ. Schön sehe sie aus, die Wehranlage mit ihren Türmen, sagen wir heute. Das Gleiche gilt für Städte wie Carcassonne in Frankreich, Ávila in Spanien oder Lucca in Italien: Echte Sehenswürdigkeiten, denken wir.

Aber warum sind sie gebaut worden? Weil in früheren Jahrhunderten immer mal wieder Menschen kamen, um zu rauben, zu morden, zu vergewaltigen. Die Mauern und Türme, die wir heute als romantisch empfinden, zeigen, dass es in Europa und Deutschland vor gar nicht so langer Zeit ähnlich zugeing, wie wir es heute aus Afghanistan, dem Kongo oder dem Tschad hören.

Und auch in Europa ist es noch kei-



ne zwei Jahrzehnte her, dass Krieg geführt wurde. Der letzte Bosnienkrieg ist offiziell 1996 zu Ende gegangen. Es ging um Kämpfe zwischen Serben, Bosniern, Kroaten. Die bosnische Hauptstadt Sarajevo wurde in weiten Teilen zerstört. In gerade mal gut 700 Kilometern Entfernung von München ist das passiert. Man kann von 250 000 Menschen lesen, die in diesem Krieg starben. Sarajevo – die Stadt, in der 1914 das Attentat auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand verübt wurde, das man später zum Auslöser des Ersten Weltkriegs erklärte. Serbien – das Land, gegen das Österreich-Ungarn 1914 die erste Kriegserklärung aussprach.

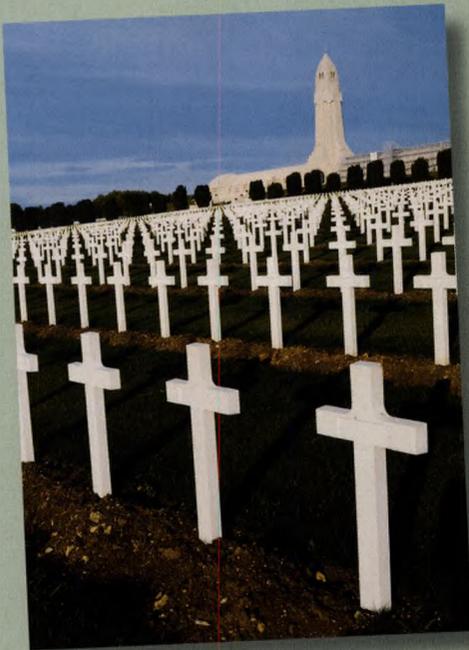
Wenn mein Großvater 1992 beim Beginn des »Bosnienkrieges« noch gelebt hätte – als Hundertjähriger –, dann hätte er vielleicht gesagt: »Kriege gibt es immer.« Seit die Menschen zu Sündern wurden und Gott sie aus dem Paradies vertrieb, bringen sie sich gegenseitig um, so hat es der Pfarrer August Müller gelernt. Und er konnte sich ja auch bestätigt fühlen. Diejenigen, die hofften, der Krieg, der 1914 begann, wäre der »Krieg, der alle Kriege beendet«, haben sich erst einmal getäuscht.

Aber wenn man die beiden großen Kriege des 20. Jahrhunderts als einen »Zweiten Dreißigjährigen Krieg« betrachtet – so wie es viele Historiker tun –, dann ist vielleicht doch etwas dran an der Idee vom »War that will end war«. Es ist heute völlig undenkbar, dass mein Sohn als deutscher Soldat in Frankreich einmarschiert, so wie es sein Urgroßvater noch tat. Es ist unvorstellbar, dass Italiener gegen Österreicher kämpfen. Tote genau solcher Kämpfe liegen nur ein paar Hundert Meter von meinem Haus entfernt. Wenn ich mir ihre Gräber anschau, bekomme ich ein bisschen Hoffnung, dass sich einiges zum Besseren wendet in der Entwicklung der Menschheit. Die Mitgliedsstaaten der Europäischen Union leben in dauerhaftem Frieden miteinander. So viel Eintracht wie heute hat in Europa noch nie geherrscht.

Wenn ich nüchtern in die Welt schaue, stelle ich aber auch fest: Die Menschen haben aus den Erfahrungen des Ersten und Zweiten Weltkriegs nicht die Folgerung gezogen, dass man Waffen komplett abschaffen sollte. Sie setzen die Waffen anders ein. Kein General käme mehr auf die Idee, Tausende Soldaten mit gezücktem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett auf Tausende gegnerischer Soldaten losrennen zu lassen. Schon gar nicht in Europa. Der Krieg ist modern geworden, eine Hightech-

Operation. Als unter der Führung der USA im Jahr 2003 der Irakkrieg begann, war von »chirurgischen« Schlägen die Rede. Kampfflugzeuge und Raketen sollten so präzise arbeiten wie ein Operateur mit einem Skalpell. Ich halte solche Begriffe für eine gefährliche Verharmlosung. Es geht immer noch ums Töten. Auch dann, wenn es ferngesteuerte *Drohnen* sind, die Menschen töten. Zum Beispiel Drohnen der US-Armee im Einsatz gegen afghanische Taliban. Und die zerstörten Häuser in Syrien oder Libyen, die ich in den Jahren 2012 und 2013 in der Zeitung sehen konnte, sehen genauso aus wie zerstörte Häuser in Frankreich und Belgien der Jahre ab 1914.

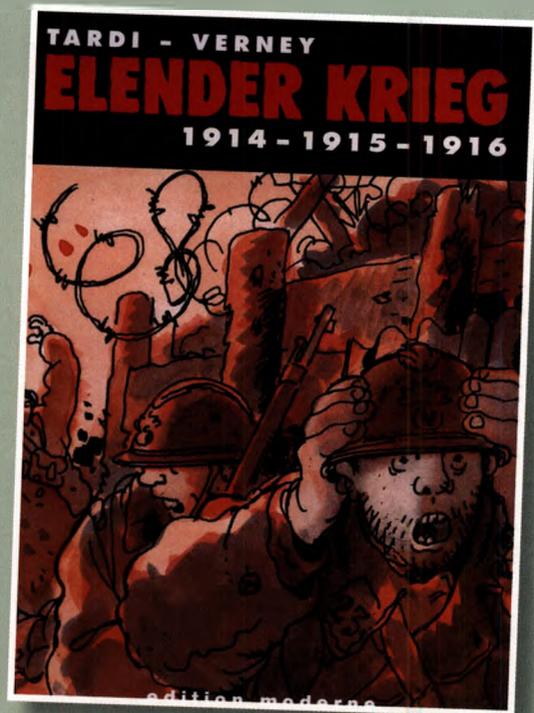
Können Flugzeug-Bombardements und Panzerattacken Schluss machen mit der scheinbar ewigen Abfolge von Kriegen? Ich habe da meine Zweifel. Ich glaube eher, Krieg endet, wenn die Menschen sich bewusst machen, was Krieg bedeutet. Auch wenn das in den Ohren vieler Leute naiv klingen mag: Ich denke, Krieg endet, wenn die Menschen aufhören zu sagen: »Krieg muss sein.« Und ich denke mir: Wer sich damit beschäftigt, was ab 1914 passiert ist, der sieht das eigentliche Gesicht des Krieges. Ein hässliches, schmutziges Gesicht. Nicht so sauber wie das, was wir aus Afghanistan gezeigt bekommen, wo mit fern-



Bei Verdun sind Hunderttausende Menschen gestorben.

gesteuerten Lenkwaffen gekämpft wird. Nicht so fern und eigentümlich leise wie das, was wir aus dem Kongo oder dem Tschad erfahren oder von überall dort, wo heute Menschen in Kriegen sterben.

Dem Krieg ins Gesicht schauen – wie geht das? Ich fand es früher eigenartig, wenn sich Leute in ihrer Freizeit um die Gräber toter Soldaten kümmern. Ich erinnere mich, wie der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge Geld sammelte, als ich ein Jugendlicher war. Ich hatte stets das Gefühl, das sei ein Haufen von Militaristen, die sich an der Schönheit ergötzen, die der Anblick ge-



Jacques Tardi zeigt in seinen Comics den Schrecken des Krieges.

pflegter Soldatenfriedhöfe bietet: Tausende Grabkreuze oder Grabsteine, die sich bis zum Horizont ziehen.

Ich denke, dass die Gräberpflege früherer Jahrzehnte auch dazu diente, sich an der Erinnerung an heldenhafte Schlachten zu berauschen. Und sich im Geiste auf neue Schlachten vorzubereiten. Inzwischen hat sich aber das Erinnern an die Gefallenen überall in Europa verändert. In der Gedenkstätte auf dem Schlachtfeld bei Verdun in Frankreich finde ich nicht nur Heldenverehrung. Im Buchladen stehen auch Comics mit dem Titel »Putain de guerre«, was ich mit »Scheißkrieg« übersetzen würde. Auf Deutsch sind sie



Gedenktafel auf dem italienischen Militärfriedhof im Münchener Süden



Rund 300 000 Menschen nahmen an der Friedensdemo in Bonn am 10. Oktober 1981 teil.

unter dem etwas weniger drastischen Titel »Elender Krieg« erschienen. Der Zeichner Jacques Tardi zeigt den Krieg in seiner ganzen Abscheulichkeit.

Und auf dem italienischen Militärfriedhof in der Nähe meines Hauses finde ich nicht nur Tafeln, auf denen die gefallenen Krieger geehrt werden. Da ist auch ein Metallschild, auf dem steht, der *Cimiterio Militare Italiano* sei ein »Ort der Stille, des Nachdenkens und der Mahnung gegen Kriege!«.

Es ist eine pazifistische Botschaft, die von diesem Militärfriedhof heute ausgeht. *Pazifismus*, dieses Wort klingt etwas staubig. Von der Friedensbe-

wegung, die in Deutschland mal Hunderttausende Menschen auf die Straße gebracht hat, ist kaum noch etwas übrig. Ich war vierzehn Jahre alt, als ich zum ersten Mal zu einer Friedensdemo gegangen bin. Ich war einer von 300 000. Es war die bis dahin größte Protestaktion in Deutschland. Damals ging es vor allem um neue Atomraketen der USA, die in Westdeutschland stationiert werden sollten: »Nachrüstung« hieß das. Aber viele Menschen waren auch ganz allgemein empört über den Irrsinn, der in den Atom-Arsenalen steckt. Eine Sprengkraft, die ausreicht, um die Menschheit auszulöschen.

Den Leuten in der Friedensbewegung ging es nicht nur um die Angst, dass der russische oder der amerikanische Präsident bewusst und mit voller Absicht Atomraketen abschießen lassen könnte. Es ging auch um die Sorge, dass ein Unfall passiert oder einfach irgendetwas schiefgeht. Dass die Welt *versehentlich* untergeht. Ein amerikanischer Film mit dem Namen »War Games« aus dem Jahr 1983 – also aus der Zeit der deutschen Friedensbewegung – schildert, wie ein jugendlicher Computer-Hacker beinahe die Welt vernichtet. Aus Versehen. Der Teenager David klinkt sich in einen Rechner ein, von dem er denkt, dass auf ihm spannende Spiele gespeichert sind. Der Junge startet ein Programm, das den Titel »Weltweiter Thermonuklearer Krieg« trägt. Um ein Haar läutet er damit das Ende der Welt ein. Denn es ist kein Spieleprogramm, das er startet, sondern die Steuerung der amerikanischen Atomwaffen.

Ich kann nicht beurteilen, wie sicher die Atom-Arsenale der Welt vor Hackerattacken sind. Ich weiß auch nicht, wie gut sie vor ganz normalen Unfällen geschützt sind. Aber wenn ich lese, dass es immer noch 19 000 Atomsprengköpfe auf der Welt gibt, von denen über 4000 einsatzbereit sind, dann fühle ich mich unwohl. Ich muss darauf vertrauen, dass in den Raketenbasen der Länder, die

offiziell Atomwaffen besitzen, also in China, Russland, den USA, oder auf irgendwelchen nuklear bestückten U-Booten Großbritanniens und Frankreichs alle Leute immer alles richtig machen. Es fällt mir schwer, dieses Vertrauen aufzubringen. Und wenn ich an die Länder denke, die zwar nie offiziell dem Club der Nuklearmächte beigetreten sind, die aber mit ziemlich großer Sicherheit Atomwaffen besitzen oder danach streben, wird mir ganz anders. Pakistan, Indien, Nordkorea, Iran – wie lang die Liste ist, weiß keiner genau.

Deshalb wundere ich mich darüber, dass sich die Friedensbewegung fast völlig aufgelöst hat. Ich frage mich, warum heute kaum noch Stimmen zu hören sind, die eine radikale nukleare Abrüstung fordern. In Hiroshima und Nagasaki in Japan reichte 1945 jeweils eine einzige Atombombe der USA aus, um ganze Großstädte zu vernichten.

Auch von diesen Atombombenangriffen hieß es, sie seien dazu da gewesen, Krieg für immer zu beenden. Merkwürdig nur, dass es seitdem immer wieder neue Kriege gab. Es mag naiv sein: Aber Kriege vorbereiten, Kriege führen, um Kriege zu beenden, scheint mir nicht auszureichen. Der Krieg, in dem mein Großvater kämpfte, hat jedenfalls nicht dafür gesorgt, dass das Wort »Krieg« wirklich seine Bedeutung verlor.

Die Lösung des Rätsels

Warum also wurde in der Familie meiner Mutter jedes Jahr am 24. August auf die Verstümmelung meines Großvaters angestoßen? Warum setzten die Müllers eine Bowle an? Warum gab es diesen rätselhaften Brauch rund ums Holzbein? Die Erklärung, die meine Mutter mir lieferte, ist einleuchtend: An jenem Tag war der Erste Weltkrieg für meinen Opa zu Ende. Schon drei Wochen nach Beginn der Kämpfe war für ihn alles vorüber. Er wurde nicht mehr nach Verdun oder nach Russland geschickt. Er war nach dem 24. August 1914 nicht mehr in der Gefahr, von Granaten zerrissen oder von Gas erstickt zu werden. Er gehörte nicht zu den mehr als zwei Millionen deutschen Männern, die im Kampf getötet wurden. Etwa jeder siebte Soldat starb. Mein Großvater zählte zu den Überlebenden. Möglicherweise dank der Verletzung, die er so früh erlitt.

Die Granate, wegen der August Müller sein Bein verlor, hat also sein Leben verändert. Aber in einem gewissen Sinn hat sie auch erst ermöglicht, dass er später der Vater von fünf Kindern wurde, darunter meine Mutter. Damit hätte diese Granate auch ermöglicht, dass später ich geboren werden konnte. Und wiederum meine Kinder. Das ist durchaus ein Grund zum Feiern für meine Familie, finde ich. Das Rätsel um die Bowle wäre also gelöst.

Etwas anderes bleibt mir rätselhaft. Wenn ich mir die Geschichte des Ersten Weltkriegs ansehe, die Geschichte meines Großvaters, dann stelle ich mir die Frage: »Was ist der Mensch?« Was bedeutet es, wenn immer wieder Menschen zu unsäglicher Grausamkeit in der Lage sind? Und zwar nicht in einer fernen Vergangenheit, vor Tausenden von Jahren. Oder irgendwo in Zentralafrika. Sondern gar nicht weit weg von mir selbst. Was bedeutet das alles,

wenn ich mich frage: »Wer bin ich?« Darauf finde ich keine einfache Antwort.

Und noch eine Frage bleibt unbeantwortet. Wie hätte ich mich verhalten, wenn ich in der gleichen Lage wie mein Großvater gewesen wäre? Hätte ich genickt bei den Worten »Gott strafe England«? Wäre ich in den Zug gestiegen, um Franzosen zu töten, junge Korsen, junge Algerier? Oder hätte ich zu den Pazifisten gehört, die es damals ja auch gab? Hätte ich Sätze geschrieben, wie Kurt Tucholsky sie 1931 über die Kämpfe des Ersten Weltkriegs formuliert hat: »Soldaten sind Mörder«? Hätte ich riskiert, als Pazifist ins Gefängnis zu kommen? Hätte ich riskiert, als Deserteur erschossen zu werden? Ich weiß es nicht.

Zeittafel

1870/71	Deutsch-Französischer Krieg: Deutschland erobert Elsass-Lothringen; das Deutsche Kaiserreich wird im Schloss Versailles bei Paris begründet.
7. Oktober 1879	Zweibund zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn
1884/85	Deutschland erweitert seine Kolonien: Unter anderem Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika, Togo, Kamerun kommen hinzu.
1888	Wilhelm II. wird Deutscher Kaiser.
28. Juni 1914	Das Thronfolgerpaar von Österreich-Ungarn, Erzherzog Franz Ferdinand und seine Ehefrau Sophie, wird in Sarajevo bei einem Attentat getötet.
23. Juli 1914	Österreich-Ungarn stellt Serbien ein Ultimatum.
28. Juli 1914	Österreich-Ungarn erklärt Serbien den Krieg.
29./30. Juli 1914	Mobilmachung in Russland
1. August 1914	Mobilmachung in Deutschland; deutsche Kriegserklärung an Russland
3. August 1914	Deutschland erklärt Frankreich den Krieg und marschiert in Belgien ein.
4. August 1914	Beginn des Kriegszustands zwischen Großbritannien und Deutschland
26.–30. August 1914	Deutscher Sieg über die russische Armee bei Tannenberg
5.–12. September 1914	Deutscher Vormarsch in Frankreich kommt am Fluss Marne zum Stehen.
22. Februar 1915	Deutschland ruft uneingeschränkten U-Boot-Krieg aus.
22. April 1915	Deutsche Armee setzt bei Ypern in Belgien erstmals Giftgas ein.
7. Mai 1915	Ein deutsches U-Boot versenkt das britische Passagierschiff Lusitania.
23. Mai 1915	Italien erklärt Österreich-Ungarn den Krieg.
21. Februar 1916	Beginn der zehnmonatigen Schlacht bei Verdun
1. Februar 1917	Deutschland nimmt den uneingeschränkten U-Boot-Krieg wieder auf, den es zwischenzeitlich eingestellt hatte.
15. März 1917	Unruhen in der russischen Bevölkerung; Zar Nikolaus II. gibt sein Amt ab.
6. April 1917	Die USA erklären Deutschland den Krieg.
16. April 1917	Lenin kehrt mit deutscher Hilfe nach Russland zurück.
8. November 1917	Russische Bolschewiki bilden Revolutionsregierung.
15. Dezember 1917	Deutschland und Russland vereinbaren Waffenstillstand.
3. März 1918	Regierung der russischen Bolschewiki willigt in den Friedensvertrag von Brest-Litowsk ein.
18. Juli 1918	Offensive der amerikanischen, britischen und französischen Truppen
29. September 1918	Deutsche Heeresleitung will Waffenstillstand.
7. November 1918	Kurt Eisner erklärt Bayern zum Freistaat.
9. November 1918	Philipp Scheidemann und Karl Liebknecht rufen in Berlin die Republik aus.
11. November 1918	Deutschland unterzeichnet den Waffenstillstand.
6.–15. Januar 1919	Spartakusaufstand, Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs
28. Juni 1919	Deutschland unterzeichnet den Friedensvertrag von Versailles.

Landkarten



Europa nach dem 1. Weltkrieg (1919)



- SPANIEN **Souveräner Staat**
 MALTA (brit.) **Kolonie, Protektorat, besetztes Gebiet**
 KURLAND **Landesteil**
 ◦ Sofia **Hauptstadt eines Staates**

0 250 500 km

Frontverlauf 1914



Weitere Möglichkeiten, sich mit dem Ersten Weltkrieg zu beschäftigen

Filme

Wege zum Ruhm

(Regie: Stanley Kubrick, 1957)

Die Geschichte des Kampfes eines Offiziers um einen Rest Menschlichkeit im Krieg. Ein alter Film, deshalb in Schwarz-Weiß – aber dennoch von einer kaum übertraffenen Eindringlichkeit.

Mathilde – Eine große Liebe

(Regie: Jean-Pierre Jeunet, 2004)

Der Krieg ist eigentlich nur der Hintergrund der Geschichte einer jungen Frau, die nicht an den Tod ihres Geliebten glauben will. Umso mehr machen die Bilder des Films deutlich, was der Krieg für die Menschen bedeutet.

Gefährten

(Regie: Steven Spielberg, 2011)

Eine Geschichte über Freundschaft – zwischen Menschen; zwischen Tieren; zwischen Menschen und Tieren. Und über die Unmenschlichkeit des Krieges – aber immerhin mit Happy End. Und Steven Spielberg zeigt auch in diesem Film, wie perfekt er schöne Bilder in Szene setzen kann.

Original-Filmaufnahmen von Männern, die am Nervenstrauma »shell shock« leiden, sind auf Youtube zu sehen, z. B. mit den Stichworten »Verdun Shell Shock«.

Bücher

Berghahn, Volker:

Der Erste Weltkrieg (Beck)

Knappe und präzise Zusammenfassung aller wichtigen Fakten und Hintergründe des Krieges

Burgdorff, Stephan; Wiegrefe, Klaus

(Hg.): Der Erste Weltkrieg. Die Ur-Katastrophe des 20. Jahrhunderts (dtv)

Erklärungen zum Krieg in teilweise journalistisch geschriebenen Einzelartikeln – mit zahlreichen Illustrationen, auch in Farbe

Haffner, Sebastian:

Von Bismarck zu Hitler (Knaur)

Eine überaus kluge Einordnung des Krieges in seine Vorgeschichte und Folgezeit

Remarque, Erich Maria: Im Westen

nichts Neues (Kiepenheuer & Witsch)

Der Schriftsteller Remarque schildert seine Erlebnisse des Krieges so authentisch, dass das Buch auch mehr als 80 Jahre nach dem ersten Erscheinen ausgesprochen eindringlich bleibt. Es gibt auch zwei Verfilmungen des Buches, eine aus dem Jahr 1930, eine aus dem Jahr 1979.

Comic-Bücher

Tardi, Jacques; Verney, Jean-Pierre:
Elender Krieg (Edition Moderne)

Im Stil der »graphic novel« stellt der französische Künstler Jacques Tardi in zwei Bänden direkt und packend die Kämpfe an der französisch-deutschen Front dar – und den Alltag der Soldaten wie auch der Zivilbevölkerung. Der Historiker Jean-Pierre Verney ergänzt die Bildergeschichte mit umfangreichen Erläuterungen.

CDs

Bayern2/Welt Edition:
Der Erste Weltkrieg – Von Sarajevo bis Versailles (Autor: Rainer Volk)

Drei halbstündige Sendungen der Reihe »RadioWissen« des Bayerischen Rundfunks auf einer CD – mit zahlreichen Original-Tönen und gut verständlichen Einordnungen

WDR: Feldpost für Pauline (Autorin: Maja Nielsen)

Ein sehr aufwendig produziertes Hörspiel über ein Mädchen, das sich für das Schicksal seines Urgroßvaters interessiert. Als Kinder-Hörspiel produziert, aber für Hörer aller Altersgruppen lohnend.

Internet

Seiten des Deutschen Historischen Museums zum Ersten Weltkrieg:

<http://www.dhm.de/lemo/html/wk1/index.html>

Gedenkstätten/ Erinnerungsstätten

Belgien – In Flanders Fields Museum

Das Museum in der belgischen Stadt Ypern hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Weltkrieg begreifbar zu machen – was auch überzeugend gelingt, unter anderem durch den Einsatz moderner Technik.
<http://www.inflandersfields.be/de>

Frankreich –

Gedenkstätte Verdun/Douaumont

Die ostfranzösische Stadt Verdun war umkämpft wie keine andere. Riesige Gräberfelder und Erinnerungsstätten auf den Schlachtfeldern führen an die furchterlichen Kämpfe heran.

<http://www.verdun-douaumont.com/de/intro.html>

Frankreich –

Historial de la Grande Guerre

Die Kämpfe am Fluss Somme, die als die blutigsten des Ersten Weltkriegs gelten, stellt das Museum in der Stadt Peronne dar – im Umland gibt es Erinnerungsstätten im Gelände.

<http://de.historial.org/>

Großbritannien –

Imperial War Museum

Das Londoner Museum präsentiert verschiedenste Ausstellungsstücke – vom Gewehr bis zur Gasmaske, allerdings auch mit einer gewissen Verherrlichung.

<http://www.iwm.org.uk/>

Begriffserklärungen

Annektieren/Annexion: Eingliederung eines fremden Staatsgebietes in den eigenen Staat; gilt heute als Verstoß gegen das Völkerrecht

Antisemitismus: Judenfeindlichkeit

Blankoscheck: Begriff für die Zusage der deutschen Regierung im Sommer 1914 an die Regierung von Österreich-Ungarn, wonach man alle Schritte mittragen würde, die die Regierung in Wien gegen Serbien unternimmt

Boche: Abfälliger Begriff im Französischen für Deutsche

Bolschewiki: Gruppe kommunistischer Revolutionäre in Russland, die 1917 dort die Macht übernahmen

Burgfrieden: Übereinkunft der wichtigsten politischen Kräfte in Deutschland, sich während des Krieges gemeinsam für einen Sieg einzusetzen

Chauvinismus: Geringschätzung anderer Völker, übersteigter Nationalismus

Deserteur: Soldat, der auf eigene Faust seine Armee verlässt

Dicke Bertha: Großgeschütz der deutschen Truppen mit einem Durchmesser der Geschosse von 42 Zentimetern

Dolchstoßlegende: Politische Behauptungen, wonach die deutsche Armee den Krieg nur verloren hat, weil ihr innerhalb Deutschlands die Unterstützung entzogen wurde

Ethnische Säuberung: Verharmlosender Begriff für die Vertreibung und Ermordung bestimmter Volksgruppen

Freikorps: Bewaffnete Gruppen in Deutschland, in denen vor allem ehemalige Soldaten nach dem Waffenstillstand vom 11. November 1918 organisiert waren. Sie kämpften zum Teil mit offiziellem Auftrag gegen revolutionäre Bewegungen und auch beispielsweise an der neuen Grenze zu Polen.

Genozid: Mord an einer ganzen Volksgruppe. Während des Ersten Weltkriegs wurden die Armenier Opfer eines solchen Völkermordes, begangen vor allem von der türkischen Armee.

Imperialismus: Politische Strategie, mit der vor allem europäische Länder wie Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Italien oder Portugal insbesondere in Afrika und Asien riesige Gebiete unter ihre Kontrolle brachten und zu Kolonien machten

Mobilmachung: Vorbereitung einer Armee auf einen Kampfeinsatz

Nationalismus: Politische Haltung, die das Ziel hat, für das eigene Volk einen Staat zu schaffen, der anderen Staaten möglichst überlegen sein soll

Oberste Heeresleitung: Höchste Kommandoebene im deutschen Militär während des Ersten Weltkriegs, mit sehr weitgehenden Vollmachten

OHL: siehe Oberste Heeresleitung

Propaganda: Verbreitung verzerrter Information – im Krieg ist das meist eine übertriebene Verherrlichung der eigenen Erfolge, während gleichzeitig der Gegner verächtlich gemacht wird oder ihm das Menschsein abgesprochen wird.

Reparationen: Zwangszahlungen, die eine unterlegene Kriegspartei an die Sieger leisten muss

Schlieffen-Plan: Entwurf für einen Angriff auf Frankreich, den der deutsche General Alfred Graf von Schlieffen Anfang des 19. Jahrhunderts ausgearbeitet hat. Die deutsche Armee sollte Frankreich von Norden her überraschend über Belgien angreifen und schnell bis zur Hauptstadt Paris vorrücken.

Shell shock: Englischer Begriff für psychische Schäden, die Soldaten durch den Beschuss mit Granaten («shell») erleiden

Totaler Krieg: Kampf, der nicht nur zwischen den Armeen der beteiligten Kriegsparteien ausgetragen wird, sondern in den die Länder mit ihrer zivilen Bevölkerung und Wirtschaft weitgehend mit hineingezogen werden

Stichwortverzeichnis

A

Alldeutscher Verband 118, 119
 Annexion 26, 139
 Antisemitismus 17, 139
 Arbeiter- und Soldatenräte 106, 107

B

Blankoscheck 139
 Boches 71, 72, 123
 Bolschewisten, Bolschewiki 95, 96, 97, 98,
 106, 108, 110, 133, 139
 Burgfrieden 39, 104, 139

C

Chauvinismus 30, 74, 139

D

Deserteur 15, 81, 82, 132, 139
 Dicke Bertha 64, 72, 85, 139
 Dolchstoßlegende 17, 103, 139

E

Ebert, Friedrich 108, 109
 Eisner, Kurt 105, 106, 107, 109, 133
 ethnische Säuberung 115, 139

F

Franz Ferdinand 32, 37, 38, 39, 126,
 133
 Franz Joseph I. 31, 47
 Freikorps 108, 109, 112, 113, 116, 124, 139

G

Genozid 48, 49, 139

H

Hindenburg, Paul von 45, 54
 Hitler, Adolf 17, 18, 33, 45, 70, 91, 93, 114,
 120, 137

I

Imperialismus 30, 50, 139

K

Kriegsschuldfrage 120, 121

L

Lenin (Wladimir Uljanow) 96, 97, 107, 133
 Liebknecht, Karl 104, 105, 106, 107, 109,
 111, 133
 Ludendorff, Erich 45, 48, 54
 Lusitania 53, 54, 55, 88, 133
 Luxemburg, Rosa 104, 105, 107, 109,
 110, 111

M

Mobilmachung 36, 38, 133, 139
 Mussolini, Benito 18

N

Nationalismus 31, 139

O

OHL 43, 139

P

Panslawismus 37
 Pazifismus, Pazifisten 33, 129
 Propaganda 70, 71, 72, 73, 74, 75, 88, 89,
 116, 140

R

Räterepublik 106, 107, 108
 Reparationen 102, 140

S

Scheidemann, Philipp 106, 133
 Schlieffen-Plan 35, 36, 38, 140
 shell shock 70, 137, 140
 Sowjets 94, 106, 107, 110
 Sozialdarwinismus 27
 Spartakusaufstand 108, 109, 110, 133

T

Totaler Krieg 61, 65, 140

V

Versailles, Vertrag von 102, 120

W

Wilhelm II. 54, 100, 106, 108, 114, 133

Verwendete Literatur

- Abelshausen, Werner (Hg.): Die BASF. Eine Unternehmensgeschichte. München: Beck 2002.
- Aly, Götz: Warum die Deutschen? Warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhass 1800–1933. Frankfurt: S. Fischer 2011.
- Barjot, Dominique: Deux guerres totales, 1914–1918, 1939–1945. Paris: Economica 2012.
- Berghahn, Volker: Der Erste Weltkrieg. München: Beck ³2006.
- Bridger, Geoff: The Great War Handbook. London: Pen and Sword 2009.
- Bröckling, Ulrich (Hg.): Armeen und ihre Deserteure. Vernachlässigte Kapitel einer Militärgeschichte der Neuzeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1998.
- Brown, Malcolm: Christmas truce. The Western Front, December 1914. London: Papermac 1994.
- Burgdorff, Stephan; Wiegrefe, Klaus (Hg.): Der Erste Weltkrieg. Die Ur-Katastrophe des 20. Jahrhunderts. München: dtv ²2010.
- Castan, Joachim: Der Rote Baron. Stuttgart: Klett-Kotta 2007.
- Culioli, Gabriel Xavier: Das Land der Herren. Reinbek: Rowohlt 1993.
- Dornik, Wolfram (Hg.): Krieg und Wirtschaft. Innsbruck: Studienverlag 2010.
- Friedrich, Ernst: Krieg dem Kriege. Frankfurt a. M.: Zweitausendeins 1981.
- Grossman, Dave: On Killing. The Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society. New York: B&T, Little, Brown Book Group 1996.
- Haffner, Sebastian: Von Bismarck zu Hitler. München: Knauer 1989.
- Hamann, Brigitte: Der Erste Weltkrieg. Wahrheit und Lüge in Bildern und Texten. München: Piper ²2009.
- Hirschfeld, Gerhard: »Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ...«. Essen: Klartext 1993.
- Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn: Schöningh 2003.
- Howard, Michael: Kurze Geschichte des Ersten Weltkriegs. München: Piper 2002.
- Howard, Michael: The Invention of Peace. Reflections on War and International Order. New Haven: Yale University Press 2000.
- James, Harold: Krupp. Deutsche Legende und globales Unternehmen. München: Beck 2011.
- Jungbluth, Rüdiger: Die Quandts. Frankfurt a. M.: Campus 2002.
- Jünger, Ernst: In Stahlgewittern. Berlin: Mittler ³1922.

Kershaw, Ian: Hitler. 1889–1945. München: Pantheon 2008.

März, Peter: Der Erste Weltkrieg. Deutschland zwischen dem langen 19. Jahrhundert und dem kurzen 20. Jahrhundert. Stamsried: Vögel ²2008.

Mollenhauer, Bernd: Zwischen Monarchie und Münchner Freiheit. München zwischen den Weltkriegen. München: Hirschkäfer 2010.

Naimark, Norman: Flammender Hass. Ethnische Säuberungen im 20. Jahrhundert. München: Beck 2004.

Neitzel, Sönke: Weltkrieg und Revolution 1914–1918/19. Berlin: be.bra 2008.

Putkowski, Julian: Shot at Dawn. London: Pen and Sword 1998.

Remarque, Erich Maria: Im Westen nichts Neues. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1984.

Richter, Benjamin: Wie Deutschland den Ersten Weltkrieg gewann. Ein paradoxes Kriegsende und seine Folgen. München: Olzog 2008.

Richthofen, Manfred von: Der rote Kampfflieger. Augsburg: Weltbild 1989.

Rohde, Horst; Ostrovky, Robert: Militärgeschichtlicher Reiseführer Verdun. Hamburg: E.S. Mittler 2008.

Scholtyssek, Joachim: Der Aufstieg der Quandts. München: C.H. Beck 2011.

Segesser, Daniel Marc: Der Erste Weltkrieg in globaler Perspektive. Wiesbaden: Marix 2010.

Strachan, Hew: Der Erste Weltkrieg. Eine neue illustrierte Geschichte. München: Pantheon 2006.

Witkop, Philipp (Hg.): Kriegsbriefe gefallener Studenten. München: Georg Müller ⁷1928.

Zirlewagen, Marc: »Der Krieg ist doch etwas Scheußliches.« Die Kriegsbriefe des Studenten Hermann Reinhold von der Westfront 1914–1918. Bad Frankenhausen: Akademischer Verein Kyffhäuser 2009.

Bildnachweis

Nikolaus Nützel privat:

Umschlag Vorderseite, S. 7, 9, 10, 11, 12, 14, 20, 24, 25, 27, 29, 32, 34, 41, 58, 60, 61, 71, 72, 73, 76, 78, 79, 84, 89, 91, 93, 101, 109, 122, 128, 129, Umschlag Rückseite

dpa Picture-Alliance GmbH:

Umschlag Vorderseite, S. 5, 6, 15, 16, 19, 21, 30, 33, 42, 43, 48, 56, 63, 64, 68, 71, 73, 75, 81, 85, 87, 90, 100, 106, 107, 109, 111, 113, 114, 116, 117, 119, 124, 129

Getty Images / Thinkstock:

S. 47, 51, 54, 65, 80, 84, 96, 97, 102, 104, 126

Fotolia: Thomas Weitzel S. 77

Deutsches Historisches Museum, Berlin: S. 136

Haus der Bayerischen Geschichte (Digitalbild), Augsburg,
Tel.: 0821/3295100: S. 105

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, aus:
SPIEGEL GESCHICHTE 2/2011, Seite 113: S. 44

Westermann © Bildungshaus Schulbuchverlage GmbH,
Braunschweig: S. 134, 135

Textnachweis

S. 61, 67: Erich Maria Remarque: Im Westen nichts Neues.

© Kiepenheuer & Witsch, Köln 2014, S. 29, 121

In einigen Fällen war es leider nicht möglich, für den Abdruck der Bilder und Texte die Rechteinhaber zu ermitteln. Der Verlag entschuldigt sich für eventuelle Versäumnisse und wird gegebenenfalls Korrekturen in zukünftigen Auflagen vornehmen.